

Helene und Karl, Karl und Frida

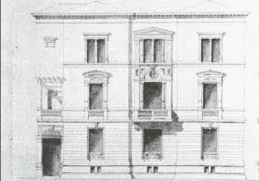
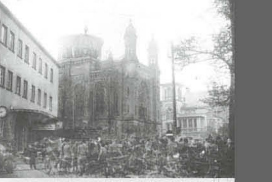
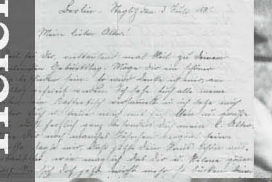
Peter Wanner
Helene und Karl
Karl und Frida
Familienchronik 1896-1948
in 100 Bilddokumenten

damenkleidung
zur einföhrung bringe ich verschiedene
goldgehalten in mnteln und kleidern
ganz erstaunlich billig - morgennderes,
sehenswerte lokaldekoration.

elsner
spezialhaus für moderne damenkleidung
hoffbron, in der fleinerstr. 9.



HIER WIRKTE
ARON ELIASCHOW
DEN. ADOLF ELSNER
JG. 1876
DIFFAMIERTE
BEDEUTENDSTEN / GERICHTLICH
FLUCHT IN DEN BOD
18.6.1933



Personalbogen für Mitarbeiter des Reichskolonialbundes
Name: ...
Geburtsdatum: ...
Geburtsort: ...
Militär: ...
Beruf: ...
Wohnort: ...

Personalbogen für Mitarbeiter des Reichskolonialbundes
Name: ...
Geburtsdatum: ...
Geburtsort: ...
Militär: ...
Beruf: ...
Wohnort: ...



Personalbogen
Name: ...
Geburtsdatum: ...
Geburtsort: ...
Militär: ...
Beruf: ...
Wohnort: ...



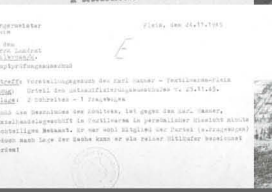
Handwritten text, possibly a letter or diary entry.



Personalbogen
Name: ...
Geburtsdatum: ...
Geburtsort: ...
Militär: ...
Beruf: ...
Wohnort: ...



Handwritten text, possibly a letter or diary entry.



Peter Wanner
Helene und Karl
Karl und Frida
Familienchronik 1896–1948
in 100 Bilddokumenten

Peter Wanner

Helene und Karl
Karl und Frida

Familienchronik 1896–1948
in 100 Bilddokumenten

Die in den literarischen Abschnitten im Einzelnen nicht kommentierten rassistischen oder antisemitischen Aussagen der Personen entsprechen zeittypischen Aussagen, können aber womöglich bei Leserinnen und Lesern unangenehme Gefühle auslösen. Sie sind keine Meinungsäußerungen des Autors.

„Familienforschung gilt unter meinen Kollegen
als schwerer Straftatbestand.“

Karina Urbach, Das Buch Alice. Berlin 2020, S. 9

Selbstpublikation
Exemplare 76 bis 100
© 2025 Peter Wanner, Heilbronn
Kontakt: www.p-wanner.de



Als Baby auf dem Arm meiner Mutter, wenige Wochen alt; Ende 1955.

Ich hatte zwei Eltern. Und vier Großeltern. Drei von ihnen habe ich vor ihrem Tod noch kennengelernt. Der vierte, der Vater meiner Mutter, ist 1926 tödlich verunglückt. Meine Mutter war noch keine zwei Jahre alt.

Ich habe acht Urgroßeltern. Sie waren längst tot, als ich auf die Welt kam. Und von meinen 16 Ur-Ur-Großeltern weiß ich nur durch aufwendige Recherchen den Namen, nicht aber bei allen das Todesjahr.

Mit jeder Generation wird die Zahl der bekannten Namen geringer. Der älteste bekannte Ahne, der meinen Nachnamen trägt, lebte Mitte des 16. Jahrhunderts, 15 Generationen vor mir. Von meinen 16.384 Vorfahren in seiner Generation weiß ich nur von ihm den Namen. 16.383 Frauen und Männer, also all die anderen Großeltern mit 12-mal Ur- davor, sind unbekannt.

Noch weiter in der Vergangenheit zu forschen ist sinnlos, es fehlen die Quellen. Niemand hat die Namen einer Bauern- und Handwerkerfamilie notiert. Familiennamen gab es noch wenige, „Hans der Schmied“ hieß dieser erste mit meinem Nachnamen, er kam wohl aus Wangen im Allgäu nach Holzgerlingen.

Als Baby mit meinem Vater, wenige Monate alt; Frühjahr 1956.



Erzählen will ich hier von denen, die in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts lebten. Von meinen Urgroßeltern, Großeltern und Eltern, und von ihren Geschwistern. Diese Geschichten sind beispielhaft für diese Zeit, in deren Schatten wir heute noch stehen.

Die äußeren Ereignisse sind alle durch Quellen belegt, in den Archiven und in der Sammlung von Familienpapieren: Dokumente und Briefe, Postkarten und Zeitzeugenerinnerungen.

Alles andere ist ausgedacht, wie es hätte sein können, und nutzt das wichtigste Medium dieses Jahrhunderts: Fotos.

Fotos erzählen, aber sie erklären nicht. Sie liefern den Rahmen, in dem sich die Geschichte und die Geschichten entwickeln können. Ich versuche sie zum Sprechen zu bringen, durch Dialoge, kleine Szenen, innere Monologe.

Ob das funktioniert? Ist das überhaupt erlaubt? Ist das Literatur oder Familiengeschichtsschreibung? Es ist auf der einen (je linken) Seite (Auto-)Fiktion, auf der anderen (je rechten) historische (Familien-)Dokumentation samt Foto, letzteres scheinbar objektiv, aber subjektiv ausgewählt und oft privat.

Donnerstag, 13. Februar 1896 Karls Geburtstagsgeschenk

„Freust dich über das Foto? Wegen dir und deinem 12. Geburtstag mussten wir alle in die Stadt laufen, die ganze Familie, zum Fotografen Fleischmann in der Kaiserstraße, in Sonntagskleidern!“ August beklagt sich bei seinem kleinen Bruder.

„Das ist doch net bloß für mich!“, Karl wehrt sich. „Wir sind doch alle drauf. Und du läufst sowieso oft im Anzug rum! Tu doch net so, als wär das bloß für mich!“

August neckt den „Kleinen“ gern, dabei war das sein Vorschlag gewesen, das mit dem Fotografieren beim Fotografen Fleischmann in der Stadt.

„Der Vater guckt halt schlecht gelaunt. Das ist er arg oft, findest du das auch?“

Karl nickt: „Ich glaube, er will nicht Steinhauer sein, er flucht immer auf seinen Beruf. Staubig ist es, sagt er, im Winter eiskalt, im Sommer in der Hitze, egal ob in der Werkstatt oder draußen!“

„Und weißt du“, fährt Karl noch fort, „ich war jetzt auch schon einmal mit draußen im Steinbruchwald, du weißt doch, hinterm Allmandhölzle, und wir sind dort in der Hütte draußen geblieben, und haben dort geschlafen. Und der Vater hat mich zum Leberbrunnen hinunter geschickt, den Suttенkrug auffüllen. Viel trinken! sagt er immer, wegen dem Steinstaub. Deshalb trinkt er auch viel Most, wenn wir zuhause im Dorf sind.“

Karl fühlt sich schon groß, als er das erzählt.

„Was willst denn du mal werden?“, will August wissen.

„Ich werd' auf keinen Fall Steinhauer! Ich werd' Mechaniker und baue Lokomotiven, davon hat uns der Lehrer letzte Woche erzählt. Bauer oder Wengerter wie die Großeltern will ich auch nicht werden, das ist doch altmodisch.“

Er zeigt auf das Foto: „Der Hermann ist Landjäger, das will ich auch nicht werden, trotz der schönen Uniform“, sagt er dann noch zu August. „Luise und Lina heiraten wahrscheinlich sowieso bald, sind halt Frauenzimmer.“

„Ich werd' nie heiraten!“, denkt Karl noch, traut es sich aber nicht zu sagen. August ist schon aus dem Zimmer.



Karls Vater Heinrich Kühner mit Frau und Kindern; um 1896.

Karl Kühner war mein Großvater. Er steht auf dem Foto ganz links; vor ihm sitzt seine Schwester Luise, hinter ihr steht Lina. Der Familienvater Heinrich Kühner sitzt vorne in der Mitte, breitbeinig, mit verschränkten Armen. Neben ihm seine Frau Maria Magdalene, sie haben 1871 in Erligheim geheiratet, dort stammt sie her.

Hinter dem Vater steht in Uniform Heinrich, der Landjäger – so hießen im Königreich Württemberg die Gendarmen. Ganz rechts sitzt lässig August, er hat Schriftsetzer gelernt, und er starb früh, schon 1900 als 26-Jähriger. Insgesamt waren es 10 Kinder, in der Übersicht am Ende des Buchs finden sich diejenigen, die länger als ein paar Monate gelebt haben.

Das Foto ist nicht datiert. Karl ist 1884 geboren, er könnte zwölf Jahre alt sein. Der Fotograf war Christian Karl Fleischmann, er hatte seit 1891 sein Atelier in der Kaiserstraße 50 in Heilbronn.

Den Weg aus dem Dorf Flein in die benachbarte Stadt Heilbronn musste die Familie zu Fuß zurücklegen, etwas mehr als viereinhalb Kilometer waren es in die Kaiserstraße zum Fotogeschäft. Flein war (und blieb) ohne Bahnanschluss, Automobile und Omnibusse gab es noch nicht. Zu Fuß war man immerhin schneller als mit dem Ochsenfuhrwerk.

Sonntag, 8. April 1900

Helene und das alte Familienfoto

„Jetzt bin ich schon 14 Jahre alt, und heute ist meine Konfirmation. Da habe ich mir gerade unser Familienfoto über dem Kanafee angeschaut: Da war ich noch so klein! Ich erinnere mich gar nicht mehr, wie wir zum Fotografen in die Stadt gelaufen sind. Vielleicht haben sie mich im Wagen gezogen?

Heute macht es mir gar nichts mehr aus, zu Fuß in die Stadt zu laufen, ich mache das jeden Tag. Ich muss nämlich Vater mittags das Essen bringen, im Essgeschirr! Ich laufe nach der Schule von daheim in die Stadt bis auf den Zimmerplatz von Bertsch, dort schafft er. Ich bin flink und brauche nur eine Stunde hin, und genauso lang wieder zurück. Der Zimmerplatz ist jetzt im Kleinäulein, wo die neuen Fabriken gebaut werden, hinter dem Gaswerk. Dort ist mir immer ein bisschen unheimlich, manchmal pfeifen mir die Arbeiter hinterher, was wollen die von mir?

Mir ist schnell unheimlich. Vor ein paar Jahren haben sie zuhause vom Karmelitermönch erzählt, er spukt im Karmeliterhäusle und erscheint denen, die am Sonntag nicht in die Kirche gehen. Da war ich neugierig und bin einmal am Sonntagmorgen hinaus zum Häusle. Ich hatte furchtbare Angst und bin umgedreht, bevor ich da war, auf dem Weg zwischen Hirsch und dem Häusle – aus einem Feldgebüsch flog eine große Krähe auf, sie hat mich so erschreckt, dass ich zurückgerannt bin, ins Dorf. Zum Glück hat niemand gemerkt, dass ich in der Kirche gefehlt habe.

Aber jetzt weiß ich immer noch nicht, ob das stimmt mit dem Geist. Eberhard hat gesagt, dass es stimmen würde, aber er erzählt oft solche Schauergeschichten.

Auf dem Foto ist auch mein großer Bruder Wilhelm noch zu sehen, neben dem Vater. Er ist schon lange gestorben. Er war auf der Walz, als er krank wurde, vor sechs Jahren, er war auch Zimmermann, wie der Vater. Er liegt jetzt weit weg, in Ludwigshafen am Rhein auf dem Friedhof. Das ist schlimm für Mutter.“



Helenes Vater Wilhelm Müller mit Frau und Kindern; um 1890.

Eine stolze Handwerkerfamilie, der jüngste Sohn Eberhard rechts schon mit einer Axt – er wurde später tatsächlich Zimmermann, wie der Vater. Meine Großmutter Helene war die kleinste, die Mutter legt schützend den Arm um sie und hält sie gleichzeitig fest, damit sie stillhält für den Fotografen.

Mädchen und Buben streng getrennt – links stehen Marie, Emma und Wilhelmine, rechts neben dem Vater Wilhelm, August und Eberhard.

Wilhelm Müller war Zimmermann wie schon sein Vater. Sein Großvater Friedrich Wilhelm Müller war um 1800 der erste der Familie, der in das damals noch reichstädtische Dorf Flein bei Heilbronn gekommen war. Er hatte hier Katharina Magdalena Forster geheiratet, seither gehört die Familie zu den alteingesessenen Dorfbewohnern.

In diesem Bewusstsein ist Helene aufgewachsen. Bis auf eine kurze Episode – sie wohnte nach der Hochzeit 1913 mit ihrem Mann in Heilbronn – hat sie das Dorf nie verlassen.

Helenes Mutter stammte aus dem kleinen Dorf Happenbach, knapp 8 km von Flein entfernt. Es gehört heute zur Gemeinde Untergruppenbach. Die Familie pflegte noch einige Jahre lang die Verwandtschaft, und Helenes Eltern waren Paten bei einigen Kindern der dortigen Familienlinie.

Samstag, 15. September 1900

Karl hat sein Lehrzeugnis bekommen

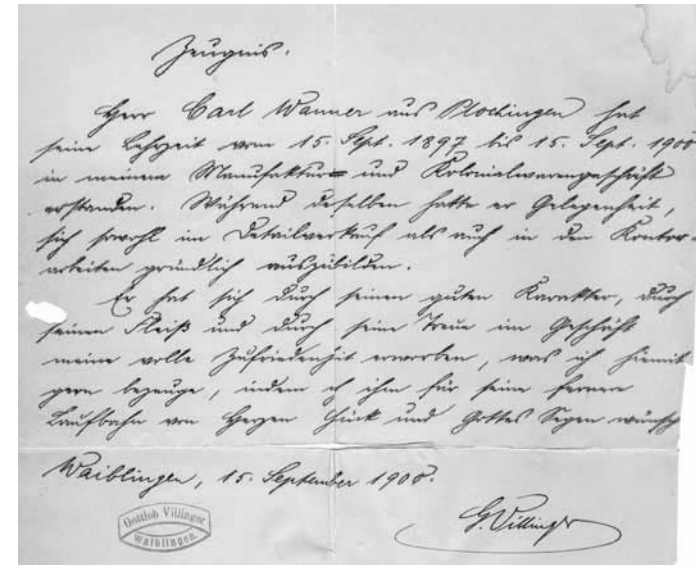
„Drei Jahre! Drei Jahre Befehlsempfänger! Der alte Villinger hatte halt ein besonderes Auge auf mich, seit er wusste, dass ich in Steinbach aufgewachsen bin, im Schloss. Und dass mein Vater Gutspächter war, dass ich einen Privatlehrer hatte. Das hat ihn geärgert, den Villinger. Lehrjahre sind keine Herrenjahre, den alten Spruch musste ich immer anhören. Der Spruch ist ja sicher so alt wie die Firma, Gottlob Villinger, seit 1855! Der alte Villinger! Die ganze Firma ist doch aus dem letzten Jahrhundert.

In der nächsten Stellung wird es sicherlich besser, da komme ich nach Heilbronn, das ist doch etwas anderes als Waiblingen! Eine richtige Stadt. Und ich kann mir eine eigene Wohnung nehmen, muss nicht mehr bei der Großmutter wohnen. Ich bin jetzt immerhin schon 17!

Hier in Waiblingen gibt es immer noch die alten Gaslaternen in den Straßen, die Heilbronner haben sogar schon elektrischen Strom. Ich freue mich sehr auf die neue Zeit, weg mit dem alten Mief. Schließlich hat ja gerade das neue Jahrhundert angefangen. Die neue Zeit, das gefällt mir schon sehr. Wir werden sicher ein anderes, ein besseres Leben haben als die Älteren. Mit Automobilen werden wir fahren, es soll sogar bald Fernsprecher geben, über Kilometer hinweg kann man sich unterhalten. Aber erst muss ich zum Militär, in Heilbronn, zu den 121ern, nächstes Jahr. Sogar darauf freue ich mich, weg vom alten Villinger und seinem verschnarchten Laden, und weit weg von der Familie!

Die wohnen jetzt in einem einfachen Bauernhaus in Plochingen, der Vater und die Mutter, mit den kleinen Geschwistern, Paul ist noch ein Säugling, und da sind dann noch Marta, Emmy, Gottfried, Hermann, Luise und Frieda.

Klara ist jetzt 11, sie wohnt zusammen mit mir bei der Großmutter in Waiblingen und hängt sehr an mir. Da wird sie traurig sein jetzt, wenn ich nach Heilbronn ziehe. Aber ich muss doch Geld verdienen für die ganzen Geschwister.“



Zeugnis der Firma Gottlob Villinger, Waiblingen; 15. September 1900.

Meinem Großvater Karl Wanner wird bescheinigt, dass er seine Lehre im „Manufaktur- und Kolonialwarengeschäft“ erfolgreich abgeschlossen hat und „sowohl im Detailverkauf als auch in den Kontoarbeiten“ gründlich ausgebildet wurde – er hat sich „durch seinen guten Charakter, durch seinen Fleiß und durch seine Treue“ ausgezeichnet.

Karl ist 1883 in Steinbach bei Plochingen geboren worden, in einem großen Anwesen, im so genannten Palmschen Schloss. Mein Urgroßvater Gottfried Immanuel Wanner hatte das Schlossgut von der Adelsfamilie Palm gepachtet und bewirtschaftete es auf eigene Rechnung. Er war ausgebildeter Gutsverwalter. Es gab ein großes Gesinde im Haus, und Karl und seine Geschwister wuchsen im Gefühl einer gehobenen sozialen Stellung auf.

Karl war der älteste Sohn von Gottfried Wanner und seiner Frau Mathilde, die nach der Familienüberlieferung aus einer reichen Familie stammte. Insgesamt hatte das Ehepaar 11 Kinder, die vier jüngsten kamen zur Welt, nachdem die Familie nach Plochingen gezogen war.

1895 endete die Zeit in Steinbach. Gottfried Immanuel hatte wohl über seine Verhältnisse gewirtschaftet und das Vermögen, das seine Frau in die Ehe gebracht hatte, ebenso verloren wie das Schlossgut. Selbst den Familienschmuck – so wurde in der Familie kolportiert – soll er versetzt und durch billige Fälschungen ersetzt haben, um seinen aufwendigen Lebensstil zu finanzieren.

Samstag, 10. Juni 1905 Karl freut sich über ein Foto

„Heute haben wir zur Feier unserer Freundschaft bei Kutenits in der Kilianstraße in Heilbronn ein lustiges Foto machen lassen. Ich sitze auf einem Holzpferd und proste dem Fotografen zu, auch die anderen haben lustige Hüte auf, Fritz hat eine Angel mit einem Ziegenbock in der Hand. Der Fotograf ist selbst ein lustiger Vogel und hat viele Ideen für solche Fotografien. Nur Friederike schaut etwas traurig, ich muss sie noch fragen, warum.

Mir geht es zurzeit bestens! Ich kenne inzwischen viele Leute hier, und das Beste: Mein Freund August hat mich neulich seiner ‚kleinen‘ Schwester vorgestellt, ich glaube, ich habe mich ein kleines Bissle verguckt in sie. Sie heißt Helene und wohnt noch bei den Eltern in Flein. Sie ist ein braves und fleißiges Mädchen. Der Vater ist Zimmermann und arbeitet bei Bertsch hier in Heilbronn.

Vielleicht sollte ich mich doch zu einer Heirat entschließen irgendwann. Obwohl ich ja eigentlich nichts habe, das Familienvermögen ist aufgebraucht, mit meinem Vater spreche ich mein Leben lang kein Wort mehr! Und dass sich Mutter immer noch auf ihn einlässt. Die kleine Berta, unsere jüngste Schwester, ist erst vor drei Jahren geboren, da war ich ja schon 19 Jahre alt, und der Betrug vom Vater, der uns arm gemacht hat, war längst schon aufgefliegen! Mutters Familienschmuck, den hätte ich ja auch für Helene brauchen können.

Bei Carl Magnus Kress werde ich jetzt zum Reisenden befördert und bin dann nicht mehr nur Handelsgehilfe. Ich lasse mich mit der Chaise zu den Kunden fahren, bekomme Provision und bin mein eigener Herr. Das ist ein angenehmes Leben! Und wenn ich weiter tüchtig arbeite, werde ich vielleicht sogar einmal Prokurist!“



Karl Wanner im Kreis seiner Freunde; um 1905.

Eine fröhliche Runde – Karl sitzt ganz rechts auf dem kleinen Holzpferd. Aufgenommen hat das Foto der Heilbronner Fotograf Georg Kutenits; es ist zwischen 1900 und 1905 entstanden, als Karl noch Handelsgehilfe war. Die Namen der anderen jungen Leute kenne ich nicht.

Karl Wanners Name erscheint erstmals 1901 im Heilbronner Adressbuch. Er wohnt seither und bis etwa 1910 in der Unteren Neckarstraße, direkt am Fluss, an der Ecke zur Lohtorstraße. Gegenüber, auf der anderen Flussseite, liegt der Hefenweiler mit der Ölmühle und anderen Industriebetrieben. Der Lärm des großen Wehrs schallt bis in Karls Wohnung im 2. Stock, obwohl das Fenster zur Lohtorstraße zeigt.

Auf dem Fluss und am Ufer ist immer Betrieb; hier legen Fischerboote und Lastkähne an. In jedem Haus sind Werkstätten, zwar gibt es in der Gerberstraße auf der Hausrückseite zum Glück keine Gerber mehr, trotzdem hängen unangenehme Gerüche in der Luft. Immerhin ist der Weg zu Karls Firma sehr kurz: Etwa 300 m durch die Lohtorstraße zum Hafenmarkt und nur ein paar Schritte noch zum Beginn der Karlstraße.

Zum Bankrott von Karls Vater habe ich bisher keine Quellen gefunden in den Archiven. Er hat beim Auszug aus Schloss Steinbach noch ein Haus in Plochingen gekauft, samt Äckern und Wiesen (und einer angeschlossenen Gerberei).

Montag, 13. Juli 1908

Karl als Turner

„Am nächsten Sonntag machen wir ein Turnfest in Flein, und ich darf vorturnen bei der Vorstellung auf dem Platz! Dort stellen wir Buden auf, sogar ein Karussell kommt!

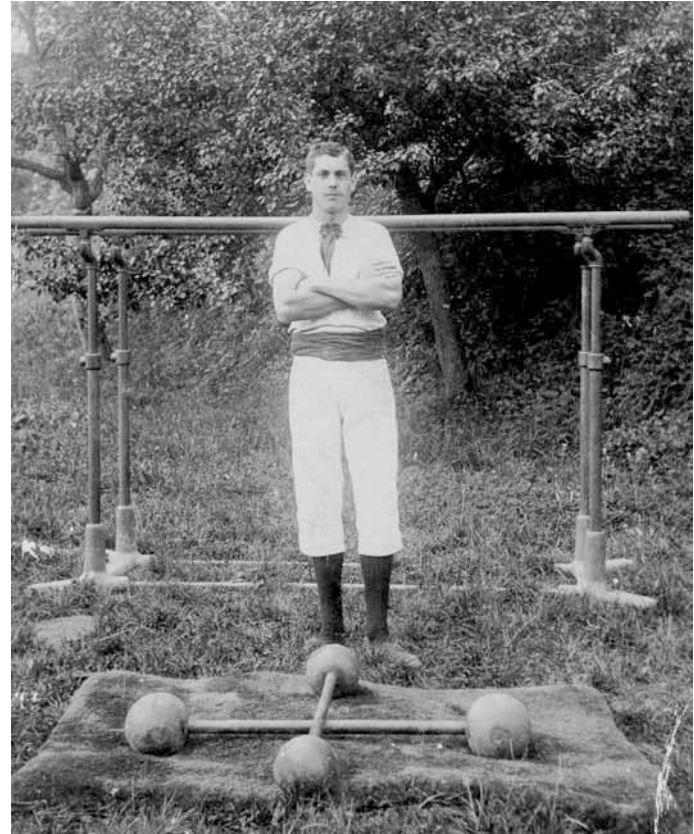
Wir haben Fotos machen lassen von uns Turnern, als Erinnerung und als Geschenk für Verwandte und so. Ich habe noch keine Braut, der hätte ich das Foto gerne geschenkt.

Wir sind viele Arbeiter und Handwerker bei uns im Verein, deshalb heißt er Arbeiterturnverein Flein. Er ist noch nicht sehr alt, 10 Jahre oder etwas mehr. Gegründet hat ihn der Onkel meines Turnkameraden Eberhard Müller. Eberhard ist auch bei den Sozen, in der SPD. Das will ich nicht unbedingt. Mir reicht das Turnen, das ist gut, weil ich kräftig sein muss bei der Arbeit mit den ganzen schweren Steinen.

Eberhards Vater ist gegen die Sozis, zuhause streiten die immer. Als würde die Welt besser werden, wenn man die Fabrikanten machen lässt, wie die Liberalen das wollen. Müllers Vater ist für Naumann, der hat sich ja letztes Jahr für Heilbronn in den Reichstag wählen lassen. Aber wir Arbeiter, wir Handwerker, wir können unser Leben doch nur besser machen, wenn den Fabrikbesitzern nicht alles erlaubt ist. Und wenn unsere Arbeit besser bezahlt wird, auch das Steineklopfen.

Nicht immer hat man so eine schöne Arbeit wie mein Vater vorletztes Jahr, als er für das neue Pumphaus in Flein eine Steintafel beschriften durfte, da hat er getan, als wäre er ein Künstler. Dabei hat er nur das draufgeschrieben, was ihm gesagt wurde. Und in der Überschrift hat er ein c vergessen, da steht jetzt für alle Zeit: ‚Hochdruckwasser Versorgung Flein‘.

Hoffentlich hält das Wetter am Sonntag, damit wir zeigen können, was wir können! Und damit viele nach Flein kommen, zum Feiern. Vielleicht kommen dann auch die Schwestern Bauer aus Talheim, mit der Frida würde ich gern anbandeln. Obwohl sie aus Talheim ist, aber sie ist nicht katholisch.“



Karl Kühner, wohl auf dem Turnplatz des Arbeiterturnvereins Flein; um 1908.

Der neu gegründete Arbeiterturnverein Flein durfte seit 1896 ein gemeindeeigenes Grundstück „hinter dem Schafhaus in der sog. Schaafhohle“ als Turnplatz nutzen – ein damals weit entfernt vom Ortskern gelegenes Gelände.

Das Turnfest fiel allerdings tatsächlich ins Wasser, es regnete ununterbrochen. Der Arbeiterturnverein beantragte deshalb bei der Gemeinde, dass ihm das Platzgeld des Karussellunternehmers Seibold aus Oedheim als Zuschuss überlassen werde. Der Verein habe „mit Abhaltung des Festes einen großen Schaden gehabt.“

Der Gemeinderat zeigte sich einsichtig und beschloss, „dem gestellten Gesuch zu entsprechen und das Platzgeld mit 40 M unter den obwaltenden besonderen Umständen ausnahmsweise ganz dem Turnverein zu überlassen.“

Der bekannte liberale Politiker Friedrich Naumann kandidierte Anfang 1907 im Wahlkreis Heilbronn für den Reichstag.

Mittwoch, 6. März 1912

Helene trauert um ihren Vater

„Heute bewegte sich ein selten großer Leichenzug durch unsern Ort, galt es doch, dem allseits geachteten und beliebten Mitbürger Wilhelm Müller, Zimmerpolier, die letzte Ehre zu erweisen.“ Das haben sie heute in der Zeitung geschrieben, über die Beerdigung gestern. Dazu noch allerhand Würdevolles und Ehrenvolles über den Vater. ‚Guter Gatte, treubesorgter Vater, pflichttreuer Arbeiter, echt patriotischer Mann und charaktervolle Persönlichkeit‘. Mein Bruder Eberhard hat gesagt, dass nirgends so viel gelogen wird wie am Grab.

Ich weiß nicht, ob ich heulen soll oder mich freuen, wenigstens heimlich. Jetzt muss ich nicht mehr jeden Tag den langen Weg nach Heilbronn laufen, um ihm in der Mittagspause sein Essen zu bringen. Das hab ich gemacht, bis er krank wurde, jeden Tag, bei jedem Wetter, seit ich den Weg schaffen konnte. Am Anfang hat eine meiner Schwestern mich begleitet, aber die haben inzwischen alle geheiratet und ihre eigenen Familien, und sie wohnen auch gar nicht mehr bei uns in Flein. Ich bin ja die Jüngste. Jetzt muss ich mich noch um Mutter kümmern, sie ist auch schon 62 Jahre alt, der Vater war 65, als er gestorben ist.

Was war das für ein Auflauf auf dem Fleiner Friedhof, Feuerwehr, Gesangvereine, Kriegerverein, seine Arbeitskollegen bei Bertsch! Vater war ja fast überall Vorstand. Ich durfte dafür mit einigen anderen Frauen zusammen auch die prächtige Fahne seines Kriegervereins stecken.

Der Vater war am Ende krank, er hatte Krebs, Darmkrebs. Das war für uns eine schwere Zeit. Ohne die Schwestern hätte ich es alleine nicht geschafft. Die Mutter ist noch rüstig, vielleicht können Karl und ich jetzt heiraten. Wir sind einander schon lange versprochen, seit uns mein Bruder August zusammengebracht hat.“



Wilhelm Müller, der Vater von Helene; um 1900.

Wilhelm war Teilnehmer am Krieg von 1870/71 und in Flein auch als „Balier“ (Polier) oder als „Veteranenmüller“ bekannt. Er wurde 1846 in Flein geboren. Er war Patriot, seine Erlebnisse im Krieg von 1870/71 haben ihn stark geprägt, und er hielt wohl nicht nur im Veteranenverein „kernige patriotische Reden“. Helene hat später davon berichtet, dass es im Familienkreis viel Streit um Politik gab, insbesondere während der Wahlkampagne für Friedrich Naumann für den Reichstagswahlkreis Heilbronn Ende 1906 und Anfang 1907. Helenes Bruder Eberhard bildete als Sozialdemokrat die innerfamiliäre Opposition.

Dienstag, 26. März 1912

Karl denkt an den verstorbenen Vater

„Noch keine drei Wochen ist es her, da hat meine kleine Helene ihren Vater zu Grabe tragen müssen, und heute ist meiner gestorben. Hermann hat mich gerade im Kontor anrufen lassen, da haben wir schon Telefon. Nummer 236.

Jetzt können wir heiraten, wir haben lange gewartet. Vielleicht mussten die beiden Alten erst sterben. Ihre Zeit war schon lange um, mein Vater vor allem.

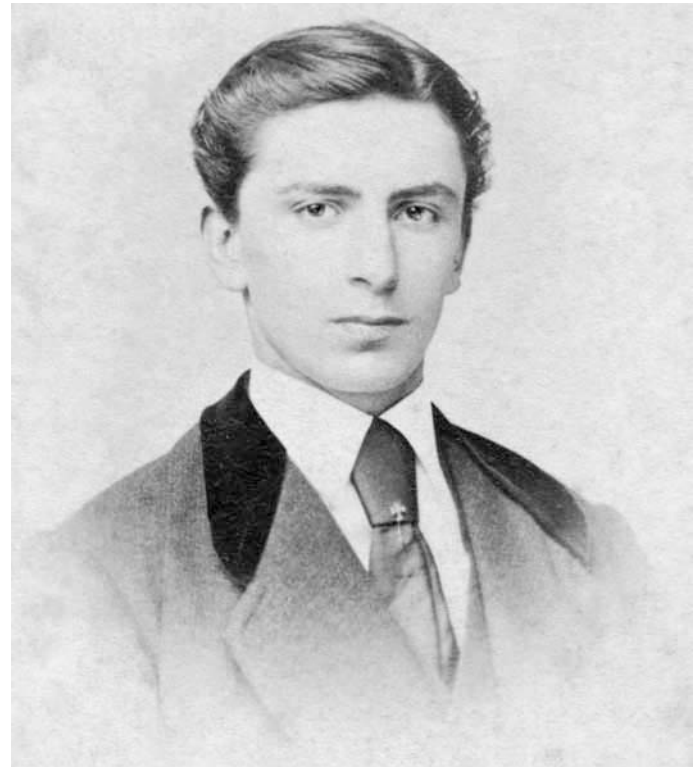
Ich bin nicht traurig.

Aber das darf ich natürlich nirgends laut sagen, das gehört sich nicht, obwohl er mich und meine Geschwister und noch mehr meine gute Mutter so ins Unglück gestürzt hat. Immer musste er großtun! Immer zu viel sein wollen, dabei war er nur Gutspächter. Schlossherr! Dass ich nicht lache! Auf dem alten Foto hier sieht er ja schon fast so aus wie einer von den Adligen!

Alles verloren. Und wer zahlt die Beerdigung? Das bin wahrscheinlich ich, von meinem kleinen Kaufmannsgehalt bei Magnus Kress in Heilbronn. Sauer muss ich mein Geld verdienen, immer über Land fahren mit der Chaise! Bei Schloß haben sie jetzt ein Automobil, das ist bequemer und billiger. Man braucht keinen Kutscher mehr, obwohl, der Chauffeur ist sicher genauso teuer. Aber es geht halt schneller, mal sehen, wann Carl Magnus Kress so ein Gefährt anschafft.

Viele Autos gibt es noch nicht in Heilbronn. Bloß die reichen Unternehmer haben eins, Knorr, Cluss und Bruckmann und wie sie alle heißen.

Bei uns wird es auch nach der Hochzeit einfacher zugehen. Helene und ich wollen uns eine Wohnung nehmen hier in Heilbronn, hoffentlich etwas größer als die hier, und nicht wieder im Parterre. Und in einer besseren Gegend als in der Goethestraße.“



Gottfried Wanner, der Vater von Karl, auf einem Jugendfoto; um 1875.

Karl Wanner arbeitete seit 1900 in Heilbronn, zunächst als Handlungsgehilfe in der „Manufakturwaren-Großhandlung“ Carl Magnus Kress. 1905 wurde ihm ein Posten als Reisender für die Firma übertragen; Karl schreibt zu dieser Zeit seinen Vornamen auch mit großem „C“.

1912 lebte Karl in der Goethestr. 22, im Parterre, neben dem Straßenbahnschaffner Georg Stütz. Die eheliche Wohnung, von der Karl spricht, bezogen die beiden nach ihrer Hochzeit 1913 in der Mönchseestraße. Am 11. Juli dieses Jahres erwarb das Ehepaar Karl und Helene eine komplette Wohnungseinrichtung im „Möbel-, Betten- und Aussteuergeschäft“ von Aron Kern-Reiss, Buffet, Lederstühle, Esstisch, Schreibtisch, Schreibtischsessel, Divan, Schlafzimmer, Küchenbuffet, Nachttisch, Vorhänge und anderes, für insgesamt 1510,35 Mark. Die Rechnung enthält am Ende den Vermerk: „Erlaubte mir Ihnen als Geschenk ein Arbeitstisch zu senden. Falls Sie aber etwas anderes wünschen tausche solches um.“ Schreibtisch und Schreibstuhl existieren bis heute.

Sonntag, 2. August 1914 **Karl muss in den Krieg**

„Wieder zu den Pionieren? Wieder herumkommandiert werden von irgendeinem Arschloch? Das will ich nicht! Und die Sozen, herrgottnochmal! Ist doch eigentlich meine Partei! Friedenspartei! Und jetzt wollen sie den Kaiserlichen das Geld für den Krieg geben, zustimmen im Reichstag!

Aber was will man machen. Desertieren kommt nicht in Frage, das ist feig. Ich bin nach Ulm abkommandiert, zu meinem Bataillon dort. Vielleicht sind ein paar von den alten Kameraden auch noch dabei, wir Pioniere halten zusammen.

Wie ich vor 10 Jahren ausgesehen hab auf dem Foto! Und was jetzt wieder gelogen wird in der Zeitung! Der Heuss, was der jetzt schreibt!

„Die Parole ist ausgegeben, jeder Schuss ein Russ! Und man reimt die Serben auf Sterben. Eine frische und unbekümmerte Soldatenstimmung ist in den Eingezogenen lebendig geworden.“

So schreibt der gerade, der Herr. Ich lese ja eigentlich nur manchmal das Neckar-Echo, da schreibt der Fritz Ulrich ganz andere Sachen! Und der Heuss, selber hat er nicht gedient, und er will wissen, wie es mir geht jetzt? Frische und unbekümmerte Soldatenstimmung?

Es ist doch Wahnsinn, was mit uns passiert gerade. Und jetzt soll ich ins Feld, wo ich vielleicht Chancen bei der Frida hätte. Vielleicht! Sie tut ja doch ein bissle vornehm, obwohl die Bauern in Talheim zu den ganz Armen gehören! Die wohnen fast im Armenhaus!

Aber Frida ist halt irgendwo in Hessen in hochherrschaftlicher Stellung, bei einem Herrn von Bülow, irgendein Verwandter des letzten Reichskanzlers wahrscheinlich, ich weiß auch nicht genau. Stecken ja doch alle unter einer Decke, Adel und Kapitalisten.“



Karl Kühner in Uniform; undatiert.

Karl Kühner war während des Ersten Weltkriegs Soldat im Pionierbataillon 13 – mehr ist leider nicht bekannt. Da er 1884 geboren ist (am 13. Februar), war er bei Kriegsbeginn schon 30 Jahre alt. Dieses Foto ist schon zehn Jahre vor dem Krieg entstanden, während seiner regulären Dienstzeit.

Der genannte Theodor Heuss (der spätere Bundespräsident) war bis 1917 Chefredakteur der liberalen Heilbronner Neckar-Zeitung und ließ sich im August 1914 von der Kriegsstimmung mitreißen.

Dienstag, 10. November 1914

Frida ist in Stellung

Kopfschüttelnd betrachtet Frida das Foto auf der Ansichtskarte. Tante Auguste! Ist das jetzt Mode, Fotos von sich selber zu verschieken? Was das kostet, gerade jetzt in der teuren Zeit, seit mehr als einem Vierteljahr ist doch Krieg!

Ganz vorteilhaft ist es auch nicht, das Bild, denkt Frida und liest die Rückseite:

„Liebe Frida! Hoffentlich bist Du gut nach Hause gekommen. Dein Besuch hat mich sehr gefreut. Fritz mußte auch einrücken. Er kam nach Darmstadt am Sonntag war er hier. Wenn es möglich ist komme ich einmal mit unseren Kindern zu Dir. Die herzlichsten Grüße sendet Dir Deine Tante Auguste Kurz.“

Und was hat die Tante noch geschrieben, hier am Rand, das steht ja auf dem Kopf:

„Das Bild ist schon lange gemacht. Grüße von Klara.“

Da läutet das Glöckchen in Fridas Zimmer. Sie steht auf und eilt in den Salon, wo Frau von Bülow ungeduldig wartet.

Das ist der Nachteil einer Stellung in einem so vornehmen Haus, hier bei Geheimrat von Bülow, im mondänen Bad Homburg vor der Höhe. Die Hausangestellten müssen immer bereit sein, nur einmal im Monat haben sie einen freien Tag, und was soll man da machen im Kurort, wo alles so teuer ist.

Frau von Bülow ist auch nicht einfach, so anspruchsvoll, so stolz auf die Familie des Mannes, Abgeordneter im preußischen Landtag! Geheimrat! Hauptvorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft!

Wenn nur der Krieg nicht wäre! Vielleicht könnte sie ja heiraten, es gibt Kandidaten, auch wenn sie schon fast ein wenig zu alt ist, schon Ende 20. Der Steinhauer aus Flein gefällt ihr, ein kräftiger Kerle, ein Turner!

„Frida, wo haben Sie wieder ihren Kopf! Sie sollen meinem Mann das Plümme bringen, es ist draußen ja doch schon recht frisch!“



Vorderseite der Postkarte von Auguste Kurz; 4. November 1914.

Meine Großmutter Frida Bauer war offensichtlich im Haushalt von Wilhelm von Bülow (1850–1929) in Homburg vor der Höhe (bei Frankfurt am Main) in Stellung. Bülow war dort Amtsgerichtsrat. Von 1904 bis 1918 war er zudem Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses für den Wahlkreis Wiesbaden. Er war Mitglied der Nationalliberalen Partei.

Über Fridas Zeit als Dienstmädchen oder Erzieherin ist in der Familie nichts Näheres bekannt, auch nicht über die Tante Auguste Kurz hier auf dem Foto.

Samstag, 26. Dezember 1914 August schreibt aus Frankreich

„Was soll ich jetzt schon wieder schreiben? Wie es hier wirklich aussieht? Dass wir es nicht bis Paris geschafft haben bis Weihnachten?

Die Karte, die ich gekauft habe, sieht ja auch nicht siegesgewiss aus. Trotzdem, los, zuerst Ort und Datum:

„Chivry 26. Dez. 1914. Lieber Carl u. Helene!“

Und wie jetzt weiter? Ha, erst einmal bedanken, das gehört sich so:

„Herzlichen Dank für gesandtes Paketchen, hat mich sehr Gefreut rauche eben eine von den Cigaretten.“

Das war das. Die wissen ja gar nicht, wie gut sie es haben zuhause in Heilbronn. Zivilisten. Ich hätte ja auch nicht gedacht, dass ich als Geschäftsmann noch einmal in den Krieg muss, obwohl ich schon 34 bin. Die daheim sollen wenigstens ein wenig mitkriegen, wie scheußlich das ist:

„Jetzt haben wir wenigstens gefrorenen Boden und versaufen nicht mehr so im Dreck.“

Frankreich hatte ich mir schöner vorgestellt. Vielleicht war's 1870 ja auch wirklich besser, als unser Vater Wilhelm, Gott hab ihn selig, siegreich durch die Lande zog. So haben es uns die Veteranen wenigstens erzählt in Flein. Wahrscheinlich muss der Schwager auch bald drankommen:

„Was machst Du als gezogener Infanterist? Ich wünsche, daß man Euch nicht mehr braucht.“

Herzl. Gruß u. gl. Neujahr

Euer August‘.

So, geschafft. Jetzt runter in den Graben, sie haben uns Cognac spendiert zu Weihnachten. Wahrscheinlich Kriegsbeute, gibt es ja hier überall!“



Ansichtskarte an Karl und Helene Wanner in Heilbronn – „Österr. Soldaten. Nach der Beschießung des Sperrforts ‚Camp des Romains‘; 1914.

Inzwischen sind Karl Wanner und Helene Müller verheiratet. August Müller, der zweitälteste Sohn des Fleiner Zimmermanns Wilhelm Müller, war beim Tod seines älteren Bruders Wilhelm 1894 schon in der Lehre bei seinem Onkel in Mainz, um Stempelschneider und Graveur zu lernen. Daraufhin erlernte der jüngere Bruder Eberhard das Zimmererhandwerk und übernahm so die Familientradition. Auf dem Foto von 1890 trägt er schon ein Beil.

August, geboren 1880, war 1914 längst ein gestandener Heilbronner Bürger, der durch seine Heirat mit der Tochter eines begüterten Eierhändlers zu einigem Wohlstand gekommen war. 1911 konnte er ein repräsentatives Geschäftshaus in der Fleiner Straße in Heilbronn erwerben, schon damals die Hauptgeschäftsstraße der Stadt. August richtete im Hinterhaus eine Stempelfabrik mit Gravieranstalt ein – er wurde deshalb „Stempelmüller“ genannt.

Nach der Heirat 1908 hatte er mit seiner Frau zunächst im Haus des Schwiegervaters in der Großen Biedermannsgasse gelebt. Die Töchter Marta und Charlotte wurden dort geboren.

Im Haus in der Fleiner Straße wohnte zudem auch Augusts und Helenes Schwester Marie Hildenbrand mit ihrem Mann Karl und drei Kindern.

Freitag, 9. April 1915

Helene bekommt Post von Klara

„Karl ist jetzt seit 14 Tagen im Feld, und heute kam eine Karte von seiner Schwester. Klara ist mir ja die Liebste von allen, sie tut nicht ganz so vornehm wie die anderen. Manchmal macht sie aber Sachen, die ich nicht verstehe. Da schreibt sie auf der Karte kreuz und quer, ich kann gar nicht alles lesen!

Der Anfang geht leicht:

„Liebe Schwägerin! Von Mutter hörte ich, daß Carl auch eingezogen ist. Es interessiert mich natürlich sehr, ob er Landsturm mit oder ohne Waffen ist u. wie lange seine Ausbildung dauert? Nun fängt erst der Jammer in unserer Familie an, wenn die Brüder alle ins Feld ziehen. Wäre doch diese schreckliche Zeit bald zu Ende. Gebe es Gott. Bin nun schon 3 Jahre in Cöln, wir würden uns wohl kaum mehr kennen.“

Und was da jetzt senkrecht, also verdreht steht, das kann ich nicht lesen. Eberhard hat nach der Hochzeit gesagt, dass die Schwestern von Karl meschugge sind. Er ist ein grober Dinger, und er trinkt zu viel Wein. Aber vielleicht hat er ja recht.

Klara ist oft sehr nett zu mir, das kommt mir manchmal fast übertrieben vor. Aber ich habe eigentlich gar keine Zeit, um über so etwas nachzudenken, schließlich braucht die Mutter in Flein immer mehr meine Hilfe, sie lebt allein im Haus, seit Vaters Tod, gleich nachher mache ich mich auf den Weg dorthin.

Irgendetwas gefällt mir nicht bei Karls Geschwistern. Seine Schwester Frida ist schon als Schülerin gestorben. Sie hat Karl viele Briefe geschrieben, er hat sie alle in seiner Schreibmappe aufbewahrt, das habe ich gestern gesehen, als ich etwas im Schreibtisch gesucht habe.

Zu Luise sagen alle Lies, sie ist Vegetarierin, das heißt: Sie isst kein Fleisch! Das hatte ich vorher noch nie gehört, dass es das gibt, und es war ziemlich umständlich bei unserer Hochzeit, als sie kam. Sie musste trockene Spätzle essen!

Wer weiß, vielleicht wird das noch Mode!“



Postkarte von Klara Wanner an ihre Schwägerin Helene; 3. April 1915.

Klara war eine der jüngeren Schwestern von Karl und wurde wie er in Schloss Steinbach geboren. Sie war sechs Jahre jünger als Karl. Zusammen mit der hier erwähnten Luise, später „Tante Lies“ genannt, und weiteren Geschwistern schloss sich Klara der Reformbewegung an und wurde Vegetarierin.

Klara Wanner heiratete nach dem Ersten Weltkrieg in Heilbronn den Kaufmann Karl Holwein und betrieb zusammen mit ihm ein Reformhaus. Sie gab sogar Kurse für vegetarisches Kochen.

Karl hatte insgesamt zehn Geschwister, sieben Schwestern und drei Brüder. Aber sein Verhältnis zu Klara war besonders eng, vielleicht weil beide nach dem Auszug aus dem Schloss Steinbach zunächst bei ihrer Großmutter in Waiblingen wohnten. Auch später hat sich Karl um diese Schwester ganz besonders gekümmert. Auf der Vorderseite dieser Postkarte findet sich ein Portrait von Paul von Hindenburg, einschließlich seiner faksimilierten Unterschrift.

Mittwoch, 5. Mai 1915

Helene über die Karte ihres Bruders Eberhard

„Gerade habe ich Mutter die Karte von Eberhard vorgelesen. Er schreibt aus dem Krieg, aber sie sehen ganz fidel aus, er und seine Kameraden, wie sie dasitzen und Kartenspielen. Als wäre es ein Ausflug. Ist es aber doch nicht, seit Neujahr sind schon sieben Fleiner Burschen gefallen, alles junge Kerle, viel jünger als ich oder Eberhard, er ist ja auch schon 33.

Vielleicht ist es nicht so gefährlich in Flandern, wo er stationiert ist, aber man hört vom Giftgas! Eine grausige neue Waffe!

Der Krieg wird immer grausamer, aber vielleicht war er das schon immer.

Der Text der Karte ist doch gar zu einfallslos, der Eberhard ist halt ein einfacher Dinger. Und er macht halt immer noch viele Schreibfehler:

„L. Mutter! Anbei wieder ein Kärtchen, hast du die anderen erhalten? Sonst gets gut. Herzlich grüßt dich dein Sohn Eberhard.

Abs. Untoffz. Müller 27. Inf. Corps 54. Inf. Division‘

Aber es ist doch nett, wie sie das Herz-As so hingestellt haben, dass man es sieht beim Fotografieren.

Karl hat noch nicht geschrieben, seit er zum Militär musste. Seit Dezember ist er jetzt dabei, und er ist ja kaum jünger als Eberhard. Seiner Firma wird er sehr fehlen, mir auch.

Alle fragen mich jetzt, ob Nachwuchs unterwegs ist. Ich mache mir ja selbst auch schon Gedanken, wir sind seit bald zwei Jahren verheiratet! Aber es hat sich nichts getan, was das angeht.

Machen wir etwas falsch?

Wenigstens ist es bei uns nicht so wie bei meiner ehemaligen Freundin Luise, bei der kam das Kind schon fünf Monate nach der Hochzeit, das kann ja gar nicht sein, das ist doch Sünde! Mit ihr rede ich mein Leben lang kein Wort mehr!“



Eberhard (2. von links) im Kreis seiner Kameraden in Flandern, in der Nähe von Ypern; 22. April 1915.

Am Donnerstag, 22. April 1915 – der Tag, an dem diese Karte abgesandt wurde – setzte das deutsche Heer bei Ypern erstmals Giftgas ein. Dabei starben über 10.000 alliierte Soldaten.

Helenes Bruder Eberhard gehörte zur 54. Württembergischen Reservedivision, die in der sogenannten zweiten Flandernschlacht an den Kämpfen um Ypern beteiligt war. Er war wie sein Vater Zimmermann und hatte ein eigenes Zimmereigenschaft in Flein.

Eberhard gehörte zu den Gründungsmitgliedern des sozialdemokratischen Ortsvereins in Flein – ein Bauerndorf, das sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zunehmend auch zum Arbeiterwohnort wandelte. Besonders die Fabriken im nahen Sontheim waren als Arbeitgeber beliebt und zu Fuß leicht erreichbar: die Zwirnerie Ackermann und vor allem die „Schuhbude“, die Schuhfabrik Wolko.

Helene kümmerte sich nach dem Tod des Vaters 1912 viel um die alte Mutter in Flein. Sie war die Jüngste, beide Brüder waren im Krieg und die anderen Schwestern waren verheiratet und hatten Kinder. Und so machte sich Helene mehrmals in der Woche von Heilbronn aus auf den Weg zur Mutter.

Dienstag, 15. Juni 1915

Karls erste Karte aus dem Krieg

„Karl, geh doch mit in die Kantine! Die anderen wollen Binokeln!“
Karl zögert. Er sitzt am kleinen Tisch in der gemeinsamen Stube, hat einen blauen Stift in der Hand und will gerade anfangen zu schreiben:

„Feldpost
Frau Helene Wanner
Heilbronn
Mönchsestr. 72 III“,

hat er schon auf die Karte geschrieben.

„Geht schon mal rüber. Ich komme gleich. Ich muss erst meiner Frau schreiben!“

„Aber mach schnell, sonst kommst du nicht mehr in unsere Runde rein. Deine Frau läuft dir doch nicht weg.“

Karl schreibt:

„Münsingen, 15.6.1915
Lieber Herzensschatz.

Wir kamen gut hier an + bezogen nagelneue Baracken wo es ganz hübsch ist. Wann wir von hier fort kommen oder Urlaub bek. wissen wir noch nicht. Hand- resp. Abtrockentuch brauche ich nicht, dagegen kannst Du mir das Fläschchen Cognac + Briefpapier senden. Bis jetzt gehts uns was Dienst angeht sehr gut. In meiner Adr. schreibe z.Zt. Münsingen.

Herz. Gruss Carl

Gruss auch an die Hausleut.“

Grübelnd bleibt er noch einen Moment sitzen. Ob das Bild das Richtige ist für den Gruß nach Hause? Helene ist ja nicht seine Mutter. Zwei Jahre sind sie jetzt verheiratet, und er ist auf dem Weg in den Krieg. Wer weiß, ob er wiederkommt.

Egal. Er nimmt die Karte und wirft sie in den Kasten für die Feldpost, neben der Kantinenbaracke. Dort sitzen die Kameraden schon beim Bier.

Karl setzt sich zu ihnen.



Vorderseite der Karte von Karl – „Der Mutter Abschiedskuss“; 15. Juni 1915.

Dieses Motiv war auf der ersten Karte, die Karl nach seiner Einberufung nach Hause sandte. Auf der Rückseite trägt sie einen Stempel: „Verkauf zu Gunsten v. Roten Kreuz Heilbronn“ – der Heilbronner Ortsverein zeigte sich im Ersten Weltkrieg sehr kreativ darin, Spenden zu sammeln.

Der Truppenübungsplatz Münsingen entstand in den 1890er Jahren als Schießplatz des königlich-württembergischen Heeres und wurde als eine der ersten Anlagen dieser Art in Deutschland zum Truppenübungsplatz ausgebaut. Die Soldaten waren in einem Barackenlager untergebracht.

Karls Regiment marschierte am 9. Juli 1915 nach Urach, wo es auf die Eisenbahn verladen und mit vier Zügen nach Osten transportiert wurde. Anfang August 1915 war das Regiment an der Eroberung Warschaws beteiligt, bevor es weiter nach Osten verlegt wurde, an die Schtschtara im heutigen Belarus.

Montag, 30. August 1915

Helene freut sich über ein Lebenszeichen

„Endlich einmal ein Lebenszeichen von Karl, zwei Monate ist es her seit der letzten Karte. Aber das ist keine hübsche Karte, ‚Unsere Offiziere‘ hat er darauf geschrieben, als wäre er stolz auf diese Männer. Sie sehen nicht richtig nett aus. Fast alle rauchen. Und wie wird Karl sein, wenn er wieder zurückkommt?

Ich bete, dass er wieder zurückkommt. In der Zeitung steht, dass wir Deutschen siegen, auch in Russland, wo der Karl stationiert ist. Aber es kommen auch viele Traueranzeigen, auch aus Flein. Letzten Monat erst war es Emil Stähle, ein junger Kerl, gerade erst Anfang 20.

Was hat Karl geschrieben?

„Liebe Helene, heute sandte 3 Paketchen an Dich ab mit unnötigen Sachen. Die 9 Paketchen kamen gestern tadellos an + freuten mich recht.“

Da bin ich ja gespannt, was er für unnötige Sachen nach Hause schickt aus dem Feld.

Das ist aber eigentlich unwichtig, wichtig ist nur dieser Satz: ‚Es geht mir immer gut‘, schreibt er!

Richtig kämpfen muss er wohl nicht: ‚Habe für heute Mittag ein Kommando als Schreiber‘, das kann er ja gut.

Als Antwort schicke ich ihm morgen die neue Fotopostkarte von meinem Kochkurs in der Kochschule. Wir lernen dort Sparküche, ohne Butter und anderen Luxus, es gibt ja immer weniger, was man kaufen kann.

Zum Glück bekomme ich von der Verwandtschaft in Flein und in Happenbach immer wieder etwas aus dem Garten und vom Acker, auch wenn es meistens nur Rüben sind.“



„Unsere Offiziere“; 13. August 1915.

Er scheint ein wenig stolz gewesen zu sein, mein Großvater Karl Wanner, als er das „Unsere Offiziere“ auf die Vorderseite dieser Karte geschrieben hat. Die Männer sitzen vor den Quartiersbaracken, eine exakte Ortsangabe durfte aus Sicherheitsgründen nicht verwendet werden.

Der Regimentsgeschichte, die nach dem Krieg erschien, ist zu entnehmen, dass das Regiment von 5. August bis 6. Dezember 1915 zum „Wach-, Sicherheits- und Absperrdienst als Besatzungstruppe in Warschau“ war. Das Foto dürfte demnach in der Umgebung der polnischen Hauptstadt entstanden sein.

Karl Wanner hat seinem kurzen und sehr prosaischen Text auf der Rückseite der Karte die genaue Bezeichnung seiner militärischen Einheit hinzugefügt:

„Div. Gercke Landst. Inf. Reg. Nr. 13 (1. Württ.) 5. Komp. Feldpostamt Nr. 73“.

Mittwoch, 1. September 1915 Helene lernt Sparküche

„Jetzt ist schon ein Jahr Krieg, und es gibt immer weniger zu kaufen. Und man braucht Marken, für Fett und Eier und Fleisch. Und was sollen wir als Rezept abschreiben? Rinds-Braten? Kein Mensch kann sich heute Braten leisten.“

„Reg dich nicht auf, Luise!“, Helene erschrickt über den Ärger ihrer Kochfreundin. „Wer weiß, wenn wir den Krieg gewonnen haben brauchen wir auch ein Rezept für Rinderbraten!“

„1/2 Pfund Rindfleisch, Salz, Pfeffer, Bratenzutaten, Wasser oder Fleischbr.“, liest Luise vor.

„Das heißt Fleischbrühe! Aber schau, das andere Rezept darunter passt schon besser, es geht doch auch ohne Fleisch: Schwarz-Wurzeln.“

Luise schüttelt sich. „Schwarzwurzeln, das schmeckt doch gar nicht. Und Schwarzwurzeln putzen: Da kriegen wir doch ganz braune Finger! Die kriegst du tagelang nicht mehr sauber.“

„Stell dich nicht an. Meine Schwester Marie ist Köchin bei Bruckmanns, und ihre Schwarzwurzeln sind ein Gedicht, das behauptet der Geheimrat zumindest!“

„In der Zeitung stand heute Morgen, dass die Fleischpreise schon wieder erhöht werden: Das Pfund Rindfleisch kostet schon eine Mark und 16 Pfennig. Wenn man überhaupt welches kriegt!“

„Der Krieg ist sicher bald aus, unser Heer hat bald ganz Polen erobert. Warschau! Mein Karl war beim Einmarsch mit dabei!“, sagt Helene stolz.

Und sie denkt für sich: Hoffentlich muss er nicht wirklich kämpfen, oder fechten. Das kann sie sich nämlich gar nicht vorstellen.



Schülerinnen der Heilbronner Kochschule; 1. September 1915.

Helene Wanner steht auf dem Foto in der vorderen Reihe, die Dritte von rechts. Die Schule befand sich damals im ehemaligen Konventshaus der Karmelitermönche in der Sülmerstraße, neben der Nikolaikirche; das Foto könnte vor der Kirche oder vor dem Konventshaus aufgenommen sein.

Häufig sind die Mitteilungen auf Postkarten recht banal – „Herzl. Dank für deine fleißigen Nachrichten. Mir geht es gut. Hoffe dasselbe auch von dir“, diese Worte Helenes auf der Rückseite sind der Tenor der meisten Kartengrüße. Und doch geben sie in der Gesamtheit ein Bild von der bedrückenden Situation an der Kriegsfrente, aber auch vom Alltag zuhause, wo die Lebensmittelversorgung zunehmend schwierig wurde.

Im handgeschriebenen Kochbuch von Helene Wanner finden sich die beiden genannten Rezepte auf einer Seite. Und Helenes Schwester Marie, verheiratete Hildenbrand, war vor ihrer Heirat tatsächlich Köchin im Haushalt von Geheimrat Dr. Peter Bruckmann, Silberwarenfabrikant in Heilbronn und seit 1915 Abgeordneter im Landtag von Württemberg.

Dienstag, 30. November 1915

Karl und das letzte Lebenszeichen von Onkel Max

„Heute kam von Helene eine Karte von Onkel Max, die er an die Heilbronner Adresse geschickt hat. Gleichzeitig kam ein Brief von Mutter: Max ist gefallen, in Frankreich, die Karte kam noch aus Palzem an der Mosel.

Der lustige Onkel Max, er war nur 10 Jahre älter als ich! ‚Wünsche dir viel Glück, u. guten Humor für dein Soldatenleben, nur damit kommt man über die Sache weg‘, das hat er geschrieben auf der Rückseite der Karte. Ziemlich unleserlich, ein Teil der Zeilen ist im 90°-Winkel übereinandergeschrieben, sollte wohl ein Scherz sein.

Genauso lustig ist der Satz über Bruder Hermann: ‚Herm. scheint es recht gut zu gehen. Er ist gefr. geworden. Wenn so weiter geht, wird er noch General. Im Krieg ist alles möglich.‘

Ja, das ist bitter, Onkel Max. Im Krieg ist alles möglich, vor allem dass man selbst fällt. Der eigene Tod ist möglich. Jeden Tag.

Was passiert jetzt mit Klara? Sie ist seit ein paar Jahren bei der Familie von Max in Köln, hat im Haushalt geholfen und in der Firma. Sie könnte vielleicht nach Heilbronn kommen, dann kann ich mich um sie kümmern, nach dem Krieg.

Sie ist ja auch noch nicht verheiratet, da können wir jemand suchen, vielleicht unter meinen Bekannten. Wenn der Krieg nur erst vorbei ist, jetzt kommt schon das zweite Kriegsweihnachten!

Wir sitzen zum Glück noch hier in Polen, aber bald werden wir weiter nach Osten verlegt, wie man hört. In die Ukraine oder nach Weißrussland, so genau sagt uns das keiner.

Es heißt, dass dort die Schnaken schlimmer sind als die Russen. Zum Glück kommt jetzt der Winter, da wird es nicht ganz so schlimm werden.“



Feldpostkarte von Karl Wanners Onkel Max Fischer; 1915.

Die Karte ist adressiert an Karls Heimatadresse in Heilbronn, Mönchseestraße 72. Max hat sich durch ein Kreuz markiert – stehend, der vierte von links.

Max Fischer war ein Bruder von Karls Mutter Mathilde, geborene Fischer. Er ist 1873 geboren und 1915 gefallen – er wurde 42 Jahre alt. Max war Kaufmann in Köln, die Postkarte könnte das letzte Lebenszeichen von ihm gewesen sein.

Leider lässt sich das Datum des Poststempels nicht entziffern. Am 11. November 1915 wurde Max Fischer als gefallen gemeldet. Er gehörte zum preußischen Landsturm-Infanterie-Bataillon Köln I (VIII. 13.).

Die Landsturm-Einheiten wurden zunächst aus „gedienten“ Soldaten rekrutiert; je nach Bundesstaat konnten sie – wie Max Fischer – sogar bis zum 45. Lebensjahr eingezogen werden. Ab 1915 wurden auch „ungediente“ Zivilisten zum Landsturm eingezogen, die keinen Wehrdienst geleistet hatten.

Über Max Fischer weiß ich wenig; vielleicht ist er derjenige Bruder von Mathilde Wanner, von dem es in einem Gutachten der Heilanstalt Weinsberg heißt: „Ein Bruder der Mutter soll einmal eine Zeit gehabt haben, in der er kaum gesprochen u. gegessen hat, aber nicht anstaltsbedürftig gewesen ist.“

Freitag, 24. Dezember 1915

Helene und ihr Weihnachtsgeschenk

„Ein Büchlein hat sie mir geschickt, die Mutter, seine Mutter.
„Von Krieg, Sieg und Segen“ heißt es, mit Gedichten über den Krieg.
Erst habe ich den Titel falsch gelesen, Sorgen statt Segen, denn
Sorgen haben wir viele! Karl ist immer noch in Russland, Gott sei
Dank gesund.

Meine Schwiegermutter hat der Tod ihres Bruders schwer getroffen.
Karl war auch entsetzt, es sind inzwischen immer mehr, die
in diesem Krieg geopfert werden.

Mir gefallen die Gedichte nicht. „Wie Helden sterben“ heißt eines,
und es beginnt:

„Wie Helden sterben, fragst du? Frag mich nicht!
Sieh unsere Kämpfer an, sieh Deutschlands beste Söhne
In ihrer frischen Kraft, in ihrer Jugendschöne,
Die doch der harte Tod zerbricht!“

Ich glaube, mein Karl ist keiner von diesen Helden, er ist ja auch
kein Jüngling mehr mit seinen 32 Jahren.

Zum Glück steht er nicht direkt an der Front, sie haben es sich gar
nicht so schlecht eingerichtet in der Etappe, wie das so heißt. Ich
habe trotzdem Angst um ihn.

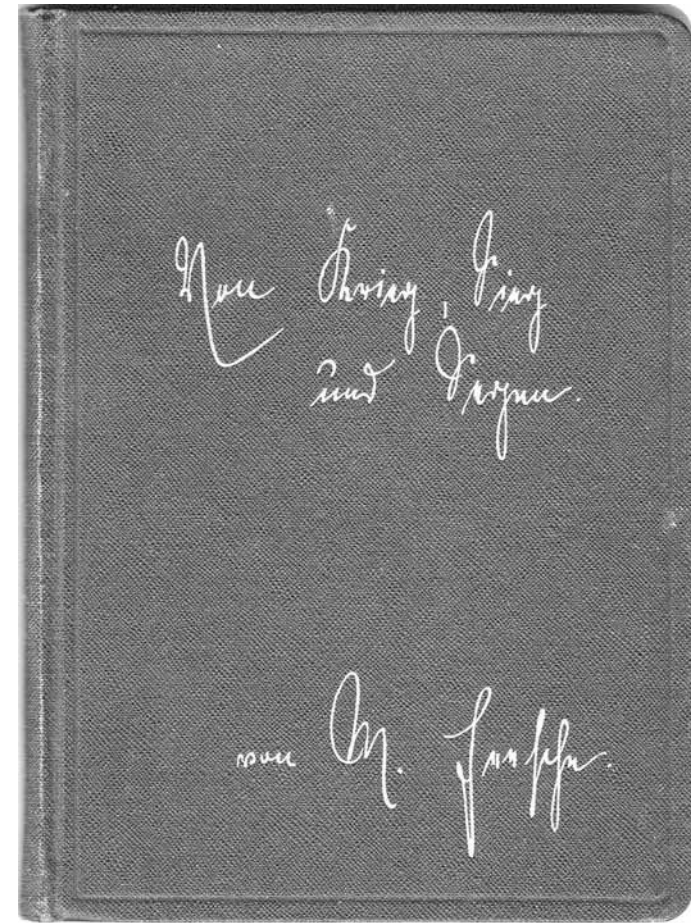
Der Fleiner Lehrer Fähnle liest den Schulkindern jeden Morgen
aus der Zeitung vor, über die Erfolge des deutschen Heeres. Liest
er ihnen auch die Gefallenenmeldungen vor?

Die Gedichte in dem Büchlein sind nicht alle so, da sind ein paar,
da muss ich fast weinen, dieser Krieg, er raubt uns das Leben.

Wenn er doch erst zu Ende wäre!

Und stimmt das wirklich, was in den Gedichten steht? Dass die
Helden etwas kennen, das schöner ist als leben,

„Sich selbst mit freiem Willen freudig hinzugeben
Für das geliebte Vaterland!“



Geschenk von Helenes Schwiegermutter Mathilde Wanner; Weihnachten 1915.

„Von Krieg, Sieg und Segen“ heißt das Büchlein mit Gedichten von Marie Feesche,
1915 in Hannover erschienen und laut Widmung auf der ersten Seite ein Geschenk
an Helene: „Weihnachten 1915 von Mutter Mathilde Wanner“.

Es sind patriotische Gedichte, voller Pathos und Klischees.

In dem Büchlein habe ich einen kleinen Zettel gefunden, aus einem Abreiß-
Tageskalender, vom 6. März, einem Dienstag, wohl 1917. Hat Helene das Zettel-
chen wegen der Tageslosung („O müde Seele, sink' nicht kraftlos nieder [...]“)
oder wegen der Essensvorschläge für diesen Tag ausgeschnitten und aufbewahrt
(„Wurzelsuppe, Ochsenfleisch mit Kresse, Haschee mit Semmelknödeln“)?

Samstag, 23. September 1916

Karl freut sich auf das Schlachtfest

„Ob diese Karte meiner kleinen Frau gefällt? Die Kameraden waren ja Feuer und Flamme von der Idee, im Dorf eine Kuh zu kaufen und selbst zu schlachten. Franz ist ja Metzger, das ist der mit dem Beil. Der Fotograf hatte seine Kamera aufgebaut, und kurz nach der Aufnahme hat die Kuh mit dem Beil einen Schlag auf den Schädel bekommen.

Ich war ja nicht dabei, als die Kameraden die Kuh im Dorf geholt haben. Und weiß auch gar nicht, ob sie wirklich bezahlt haben. Egal, die Verpflegung wird ja immer schlechter, der nächste Winter steht vor der Tür, und wir können so einen kleinen Vorrat für das Bataillon anlegen.

Ich schicke die Karte ab, Helene ist auf dem Dorf aufgewachsen, da gibt es sowas jeden Tag. Aber was schreibe ich?

„Liebe Helene! Deine lieben Zeilen v. 17. u. 18. ds. habe erhalten + danke Dir dafür. Hoffentlich habt ihr jetzt Nachricht von Eberhard. Wir haben heute prächtigen Herbsttag. Mir gehts gut. Geranium blüht noch nicht, geht sehr langsam. Katzen sind wohl + munter + machen uns viel Spaß. Wenn es mit meinem Urlaub programmässig geht komme ich Donnerstag 5. Okt. morgens dort an.

Herzl. Grüsse heute auch an Mutter, alle Verwandten + Hausgenossen

Dein Mann‘

So, erledigt, jetzt freue ich mich auf das ‚Schlachtfest‘, der Wurstkessel dampft schon, jetzt essen wir uns richtig satt! Und bald komme ich nach Hause, gerade rechtzeitig zur Weinlese. Obwohl – ich werde Tage unterwegs sein, erst nach Białystok, dann über Warschau nach Berlin und von dort nach Heilbronn, 1300 Kilometer.“



Postkarte von Karl Wanner mit einer Szene aus dem Soldatenleben; 23. September 1916.

Im September 1916, als Karl diese Ansichtskarte nach Hause sandte, stand seine Kompanie noch an dem Fluss Schtschara, einem Nebenfluss der Memel, etwa 200 km südwestlich der belarussischen Hauptstadt Minsk, die damals zum zaristischen Russland gehörte.

Die deutschen Einheiten hatten sich feste Unterkünfte aus Blockhäusern gebaut, wie es hier im Hintergrund zu sehen ist. Die ungewöhnliche Szene, die der Fotograf hier festgehalten hat, zeigt die Vorbereitungen zur Schlachtung der Kuh. Der Soldat links hat einen Knüppel – zur Betäubung? – und eine Metallschüssel – zum Auffangen des Bluts? Der Soldat in der Mitte hat ein großes Beil, am rechten Bildrand ist Brennholz gestapelt. Hinter der Kuh ist ein Holzgestell zu erkennen, vielleicht ein Hilfsmittel nach der Betäubung. Ob die zum Teil durchlöcherten Konservenbüchsen an der Wand eine Funktion für die Schlachtung haben, ist nicht ersichtlich.

Dienstag, 17. Januar 1917

Helene und der Brand bei Bertsch

„Was heute in der Zeitung stand, was nichts mit dem Krieg zu tun hat, aber es ist ja trotzdem schrecklich: Das Sägewerk von Bertsch ist abgebrannt, mit allem Drum und Dran, mit dem ganzen Holz! Das kenne ich ja gut, das Sägewerk, und den Zimmerplatz, der Vater hat dort gearbeitet, war Meister, und ich musste jeden Tag von Flein dorthin laufen, und ihm im Essgeschirr das Essen bringen! Jeden Tag!

Meine Schwestern sagen, dass ich deshalb so klein bin. Aber das glaube ich nicht.

Trotzdem ist es gut, dass der Vater das nicht mehr miterleben muss, die ganze Fabrik abgebrannt, man kann sich das gar nicht vorstellen, so ein großes Feuer!

Gerade bin ich bei der Mutter in Flein, sie ist kränklich bei dem kalten Wetter, es war ja letzte Woche erst warm, fast wie im Frühling, jetzt hat es wieder Schnee, trotzdem muss ich nach Flein laufen zur Mutter.

Nach dem Urlaub von Karl im Oktober war immer noch nichts, er musste ja nach drei Wochen wieder zurück nach Russland.

Vielleicht ist es ja auch besser, jetzt nicht schwanger sein, mit der ganzen Arbeit und Sorge um die Mutter, hin und her rennen, und Geld verdienen mit Nähen muss ich ja auch, da ist es doch besser, nicht in guter Hoffnung zu sein.

Karl will ja auch immer etwas geschickt bekommen, was ich besorgen muss.

Aber jetzt, mit Bertsch und dem Brand, das plagt mich doch sehr! Waren die Fleiner Feuerwehrkameraden auch dabei? Vater war ja auch Feuerwehrmann!“



Blick auf das Heilbronner Industriegebiet; 1906.

Bei dem Fabrikkomplex mit den beiden Schornsteinen handelt es sich um das Dampfsägewerk Friedrich Bertsch. Es war seit Mitte der 1890er Jahre hier im „Kleinäulein“, vorher war der Zimmerplatz von Bertsch auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz im Osten der damaligen Stadt (dem heutigen Friedensplatz). Der Umzug war durch den Bau der Friedenskirche auf diesem Platz notwendig geworden; sie diente als Garnisonskirche für die ebenfalls neue Kaserne am Ende der Moltkestraße.

Helene war bei weitem nicht die einzige, die „Essentragen“ musste. Viele Frauen brachten das Essen an die Arbeitsstätten und in die Fabriken – oft übernahmen Kinder oder die Ehefrauen diesen Dienst, manchmal gab es auch „Essensfrauen“, die das Essen gleich für mehrere Männer anlieferten.

Im Vordergrund des Fotos ist die Bahnlinie von Heilbronn nach Norden zu sehen, über Neckarsulm weiter nach Heidelberg oder in die andere Richtung nach Würzburg. Über einen Abzweig waren die Fabriken im Industriegebiet an die sogenannte Industriebahn angeschlossen.

Donnerstag, 15. März 1917

Karl als Katzenfreund

„Heute kann ich Helene eine sehr nette Karte schicken. Der Fotograf hat sie vor unserer Baracke aufgenommen, mit unseren Kätzchen. Man sieht noch ein bisschen den Schnee, aber jetzt wird es doch Frühling! In drei Wochen ist bei uns zuhause Ostern!

Aber ich habe mich auch ein bisschen geärgert gestern, als kein Brief kam von zuhause. Wir warten hier sehr auf Nachrichten. Die Front ist ja hier sehr ruhig, das ist gut, und ich bin eh' immer auf der Schreibstube, Zu- und Abgänge registrieren, Lagerhaltung und solche Sachen. Aber gerade wenn es so ruhig ist, werd' ich doch ungeduldig:

„Liebe Helene! 15.III.1917

Vergebens wartete ich heute auf Nachricht von Dir. Gestern kamen 4 Paketchen enth. Cigarren, Zwiebeln, Senf, Milch, Pfefferminz, Zucker, Gesälz, Rettig, Bull.-Salz; eine ganze Menge Sachen, die alle sehr gelegen kamen. Hast Du auch Mundwasser abgeschickt? Hier noch alles beim Alten, ich bin gesund + munter. Die selbst gefertigten Hausschuhe könntest du mir auch senden, die gestrickten sende ich dann mit anderen Wintersachen in Kistchen Ende ds. Mts. ab. Sonst habe heute keinen Wunsch.

Mit herzl. Gruss heute Dein Mann'

Wobei, wenn ich darüber nachdenke, auch wenn mich das fehlende Mundwasser ärgert, ich nehme das gerne, gerade bei dem ganzen Dreck in unserer Männerwirtschaft hier. Trotzdem geht es uns natürlich sehr gut, verglichen mit Frankreich, mit der Hölle der Schützengräben.

Man erfährt das manchmal von einzelnen Kameraden, die von dort kommen. Und die froh sind, wenn sie noch leben. Und alle Gliedmaßen haben.

Wie so oft im Leben: Es gibt Schlimmeres als das, was wir gerade erleben. Und es wird Frühling, ewig kann der Krieg ja nicht mehr dauern.“



Karl Wanner (links) mit zwei Kameraden vor einer ihrer Baracken; 1917.

Da steht er mit einem Kätzchen auf dem Arm, fast zärtlich hält er es fest. So habe ich ihn nicht kennengelernt, meinen Großvater. Es gab keine Katzen in meinem Elternhaus, nur einen Dackel namens Mucki, und den hat Karl Wanner nicht zärtlich behandelt. Mucki war für ihn eine Pflicht: Zum Spazierengehen. Mucki war für ihn Familienmitglied: Er wurde mit dem Spazierstock verteidigt, wenn sich fremde Hunde ihm näherten.

Aber in der manchmal langweiligen Etappe in Weißrussland waren die Kätzchen wohl eine willkommene Abwechslung; immer wieder berichtet Karl von ihnen. Der Text der Karte lässt Karls Ärger erkennen, dass „heute“ noch keine Nachricht gekommen ist, und in der Aufzählung der „gestern“ angekommenen Dinge fehlt eigentlich ein Dankeschön. Stattdessen beklagt er das fehlende Mundwasser, und die exakten Anweisungen für die nächsten Sendungen wirken sehr kühl.

Mittwoch, 16. Mai 1917

Karl geht es gut im Lazarett

„Ich bin ein Glückspilz. Bisher. Alles noch dran, wenn ich daran denke, wie es viele von den Kameraden erwischt hat! Kann man auch jeden Tag hier sehen. Und riechen! Wenn die Stümpfe anfangen zu faulen, dann muss man schnell raus, sich verlegen lassen in einen anderen Saal.

Aber sonst haben wir es gut, ich habe gar nichts abbekommen, nur im Darm, Durchfall und so, Verdacht auf Ruhr. Deshalb bin ich hier, im Lazarett.

Wir singen jetzt Lieder, nicht nur Soldatenlieder, geht auch gar nicht, wenn die Schwester dabei ist. Arbeiterlieder auch nicht, eher alte Volkslieder und vom Brunnen vor dem Tore und so. Die Fleiner Frauen haben allen im Feld eine Liebesgabe geschickt. Eigentlich würden die Zigaretten und der Schnaps reichen, aber wir sind natürlich für alles dankbar. Auch für die selbst gestrickten Socken. Und für die Grüße von Pfarrer Schmid natürlich auch, für die ganz besonders.

Ich wär ja lieber im Lazarett in Heilbronn, in der Jägerhausstraße, das ist ganz neu, aber hier ist es auf jeden Fall besser als im Schützengraben. Immerhin konnte ich noch beim Bataillon-Jubiläum am 1. Mai dabei sein, 100 Jahre Württembergisches Pionier-Bataillon Nr. 13, mit Parade und allem Drum und Dran. Dann begann die Scheißerei, und sie haben mich hierher nach Leopoldsburg verlegt, das ist in Belgien.

Nicht schlecht, wir verbringen die Tage mit Singen und Kartenspielen, bloß Bier bekommen wir keins.

Die Schwestern sind vom Roten Kreuz, meistens aus Deutschland, meistens nett, und müssen sich gut vorsehen bei den ganzen Männern hier!“



Karl Kühner, vorne sitzend links, im Lazarett.

Leider gibt es kaum Quellen zur Geschichte meines Großvaters Karl Kühner im Ersten Weltkrieg, nur diese Postkarte und eine zweite, die ihn vor einer Ruine stehend zeigt, offensichtlich vom westlichen Kriegsschauplatz. Datum und Ort dieses Fotos sind also fiktiv.

Aber es könnte im Frühsommer aufgenommen worden sein, man posiert draußen für den Fotografen, Büsche und Bäume im Hintergrund sind belaubt.

Auch von einer Kriegsverletzung des früh verstorbenen Großvaters weiß ich nichts, und er sieht ja auch gesund und vor allem komplett aus auf dem Foto. Wie er den Schnurrbart trägt, deutet auf einen späteren Zeitpunkt während des Krieges, also eher 1917.

Karl war beim 13. Pionierbataillon eingesetzt, das vor allem in Flandern und später in den Vogesen eingesetzt wurde.

Sonntag, 2. Dezember 1917 (1. Advent) Karl und die russischen Soldatinnen

„Man kann es kaum glauben!“, Karl wedelt mit einer Ansichtskarte vor den Kameraden in der Verpflegungsbaracke. „Habt ihr das gesehen? War einer von euch dabei? Die Russen haben Frauen in der Truppe dabei!“

„Die han's besser wie mir!“, schreit Wilhelm, der Mannheimer der Truppe.

„Darum geht es nicht“, Karl ist streng. „Das untergräbt doch die Kampfmoral!“

„Red doch net so gestelzt daher, Wanner. Als wärst du nie mitgegangen ins Bordell. Das erspart doch unnötige Wege, wenn die Frauen in der Truppe mit dabei sind!“

Alle lachen.

Karl ist beleidigt und zieht sich mit seiner Postkarte in die Schreibstube zurück:

„2. Dez. 1917

Liebe Helene!

Vergeblich wartete auch ich heute auf ein Lebenszeichen von Dir. Hoffentlich geht es Mutter ordentlich und auch du bist wohlauf. Nun folgen auch für mich auf das Monatsende ruhigere Tage.

Wie es bei uns eben zugeht zeigt Dir das Bildchen, eine Aufnahme dieser Woche vor unserer Stellung. Sogar Weiber führen die Russen ins Feld. Da sollte man doch meinen das Ende sei nicht allzufern.

Grüsse Mutter herzlich von mir + empfangen selbst innigen Gruss + Kuss von Deinem Mann“

Ob Helene schockiert sein wird? Und hat Wilhelm doch ein wenig recht? Aber solche ordinären Redensarten, gerade heute, am zweiten Advent! Das gefällt Karl nicht, da hält er sich gerne raus, und die Kameraden werfen ihm regelmäßig vor, etwas Besseres sein zu wollen.



Verbrüderung von deutschen und russischen Soldaten; 2. Dezember 1917.

Eine Postkarte von der bröckelnden Front im Osten: „Deutsch-russ. Verbrüderung. Nov. 1917“ steht auf dem Schild, das einer der Soldaten in die Kamera hält. Außerdem hat Karl die Frauen auf dem Foto mit einem Kreuz markiert.

Nach der Oktoberrevolution in Russland 1917 wurde die Lage auch in den von den Deutschen besetzten Gebieten Russlands unübersichtlich. Es kam zur Gründung der ukrainischen Volksrepublik (om 20. November 1917), parallel beschloss der erste Belarussische Volkskongress die Gründung einer unabhängigen belarussischen Republik, wobei nicht ganz klar ist, ob Karls Regiment zu diesem Zeitpunkt auf ukrainischem oder weißrussischem Gebiet stationiert war.

Vielfach kam es schon zu diesem Zeitpunkt zu Verbrüderungen zwischen den feindlichen Heeren wie auf dem Foto, noch bevor offiziell ein Waffenstillstand vereinbart wurde.

Die nahen Weihnachtsfeiertage spielten dabei sicher auch eine Rolle – auf einer anderen Postkarte, die Karl Wanner am 20. Dezember 1917 nach Hause schickte, halten die Soldaten ein Schild mit dem Text „Friede den Menschen auf Erden. Weihnachten 1917“ vor sich.

Donnerstag, 10. Januar 1918 Helene beschriftet ein Foto

„Die sehen ja aus wie die Türken!“

Die Nachbarin hält das Foto in der Hand, das Karl mit dem letzten Brief mitgeschickt hat.

„Mein Mann schreibt, dass das Ukrainer sind. Die Ukraine ist jetzt unabhängig von Russland. Sie verhandeln mit den unseren und wollen Frieden schließen.“

„Dürfen die das so einfach? Haben die keinen König in der Ukraine?“ Frau Meyer ist empört. „Die Welt ist doch aus den Fugen! Revolution in Russland, und den Zar umbringen!“

„Ich weiß ja auch nicht so genau“, sagt Helene. „Ich hab' doch auch die ganze Zeit gedacht, der Karl ist in Russland. Und jetzt heißt das auf einmal Ukraine! Davon hab ich doch noch nie gehört!“

„Was ist das überhaupt für ein Foto, das Ihr Mann da geschickt hat? Geht's ihm denn gut?“

„Ja, geht schon alleweil, Hauptsache, er wird nicht verletzt. Man hört von so vielen Verwundeten, letzte Woche war ich im Lazarett, in der Jägerhausstraße, da liegt mein Vetter aus Happenbach, da sehen Sie Sachen, das glauben Sie mir nicht. Der Krieg ist furchtbar!“

„Ja, und jetzt gibt es schon wieder keine Eier mehr auf dem Markt! Hätten Sie mir ein paar, von Ihren Verwandten in Flein? Das wäre nett!“

Helene nickt gutmütig. Frau Meyer ist alleinstehend und schlägt sich als Servierfrau durch, als Bedienung, und da ist in diesen Kriegszeiten nicht viel zu verdienen. Helene findet als Näherin wenigstens ab und zu Beschäftigung, und die Verwandtschaft in Happenbach und in Flein hilft immer mal wieder. Gerade hat sie von den Baumanns-Nachbarn in Flein einige Eier bekommen, als sie bei der Mutter war.

Als Frau Meyer mit den Eiern die Treppe in den 4. Stock des Hauses hochgegangen ist, nimmt Helene einen Stift in die Hand und schreibt „Ukrainische Friedensdelegation“ auf die Vorderseite der Karte. So wie das Karl in seinem Brief geschrieben hat.



„Ukrainische Friedensdelegation“; Januar 1918.

Die Beschriftung dieser Fotopostkarte stammt nicht von Karl – seine charakteristische Handschrift ist leicht zu erkennen, diese hier sieht eher nach Helene aus.

Die Ukraine hatte sich nach der russischen Oktoberrevolution für unabhängig erklärt und am 9. Februar 1918 als Volksrepublik Ukraine einen Separatfrieden mit den Mittelmächten geschlossen, also mit dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn und der verbündeten Türkei.

Die Zuordnung der Männer auf dem Foto zur Türkei durch die Nachbarin ist insofern gar nicht so weit hergeholt, wengleich entsprechende Bildvergleiche zeigen, dass die türkische Kopfbedeckung (Fes) eher dunkel war, während die ukrainischen aus Lammfell gefertigt waren.

Die Unabhängigkeit der Ukraine war umkämpft und ging in den Wirren des anschließenden Bürgerkriegs schnell wieder verloren. Im Dezember 1922 wurde die die Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik gegründet.

Im Heilbronner Adressbuch von 1914 ist Karl Wanner unter der Adresse Mönchsee-straße 72 eingetragen (es wird immer nur der Name des „Haushaltsvorstands“ genannt), und zwar im 3. Stock. Im vierten Stock ist die Servierfrau Käthe Meyer verzeichnet.

Samstag, 19. Januar 1918

Karl ist trotz des Friedens frustriert

„Soll ich meiner Kleinen schon wieder so ein Mannschaftsfoto schicken? Mit uns und den Russen, malerisch lagern sie da im Schnee. Aber man kriegt nichts anderes im Moment.“

Und Karl schreibt zügig:

„Mein lieber Schatz! 19.1.1918

Gestern deine l. Schwarzwaldkarte v. 11. erhalten; hast mir damit, sowie mit Deinen Zeilen, die in Form + Inhalt auf der Höhe sind, große Freude gemacht.

Aber weisst, als ich das Bildchen s'erste Mal anguckte hat's mich ordentlich gestossen von unten rauf; Erinnerungs-, Heimweh-, Sehnsuchtsgefühle durchströmten mich dabei.“

Karl setzt ab und lehnt sich auf dem harten Stuhl zurück. Er liest den Text noch einmal, halblaut für sich selbst. Ist das zu intim, was ihm da so unmittelbar im Kopf war? „Sehnsuchtsgefühle“ – das ist so gar nicht seine Art.

Nach einer kleinen Pause schreibt er weiter:

„Deine verschiedenen Mitteilungen vernahm ich mit Interesse. Gestern erhielt auch 1 Paketchen mit Brombeer-Gesälz (Nummer war unleserlich), weisst das ist einfach etwas herrliches. Wegen der Kriegsanleihe dachte ich mir eine kleine Bestätigung, die mir als Ausweis der Komp. gegenüber hätte dienen können, Wertpapiere sende mir doch ja nicht, das ist nichts ins Feld. Lasse die Sache für mich dann stecken, die müssens mir dann eben so glauben.

Hoffentlich sind deine Zähne nun in Ordnung, die meinen machen mir keine Beschwerden mehr, bei mir raus scheint mehr Erkältung. – Wegen Urlaub ist mirs leid, Dir keine keine anderen Mitteilungen haben machen zu können. – Was du an Unterstützung nun bekommst hast mir immer noch nicht mitgeteilt. – Gesundheitlich geht mirs recht gut, das Tiefatmen macht mich nach und nach gesund. – Nimm mit der l. Mutter heute recht herz. Grüsse Liebes. Dein Mann“

So, dachte er, jetzt steht das nicht mehr so alleine da, das mit den Sehnsuchtsgefühlen.



Deutsche und russische oder ukrainische Soldaten; Januar 1918.

Karl hat drei Karten mit Gruppenfotos aus der Zeit der Verbrüderung zwischen Deutschen und Russen beziehungsweise Ukrainern an Helene geschickt, auf denen die vorher verfeindeten Soldaten friedlich zusammen posieren. Dieses Foto ist jedoch das einzige, auf dem er möglicherweise selbst im Bild ist – stehend der fünfte von rechts. Karl kehrte erst Ende 1918 aus dem Krieg zurück.

Der Text auf der Karte unterscheidet sich von den meisten anderen, die Karl aus dem Krieg nach Hause sandte, und die viel geschäftsmäßiger waren, wengleich er es auch hier nicht lassten konnte, seiner Helene Anweisungen zu geben.

Dass auch der umsichtige Kaufmann Karl Wanner „Kriegsanleihen“ gezeichnet hat, zeigt die Wirksamkeit der Propaganda des Reiches: Das Geld war zu diesem Zeitpunkt angesichts der längst sich anbahnenden Niederlage schon verloren und wurde nie zurückbezahlt.

Samstag, 9. November 1918 Helene und die Revolution

„Helene, bleib lieber bei uns heut Nacht!“

Helenes Schwester Marie Hildenbrand ist zur Bruckmann-Villa in der Cäcilienstraße gekommen, um sie dort abzuholen. Helene war tagsüber dort, um zu nähen, die Familie hat enge Beziehungen zur Familie des Geheimrats, seit Marie dort Köchin war. Und jetzt ist es schon spät, schon nach acht Uhr.

„Der Karl kann dich dann morgen mit dem Auto von der Botenhalde heimfahren nach Flein!“

„Ich bin ja froh, dass mir nichts passiert ist!“ Helene ist besorgt. Den ganzen Tag waren viele Leute unterwegs, es herrscht immer noch große Aufregung in der Stadt.

„Stell dir vor, so gegen elf, da kamen Haufen Arbeiter am Bruckmann Haus vorbei, Spartakus, die sind so fanatisch, und sind mit lautem Getöse durch die Steinstraße weiter vors Gefängnis gezogen, wir sind alle runter in den Salon im ersten Stock, wir haben genau zugucken können!“

„Wir haben sie auch gesehen, sie sind ja vorher auch an unserm Haus vorbei, vom Marktplatz her. So ein Krach in der engen Straße!“

„Und dann haben sie alle Gefangenen frei gelassen, weil die so einen Aufstand gemacht haben, ein paar haben sogar mit Pistolen geschossen. Erst haben sie wohl bloß Deserteure und so Kommunisten frei lassen sollen, aber die haben dann ein Seitentor aufgebrochen, so dass dem Herrn Gefängnisdirektor Roser nichts anderes übrig blieb, als alle einzulassen. Alle Gefangenen sind raus, und sie haben in der Kantine Essen gestohlen, und aus der Kleiderkammer Kleider.“

„Komm jetzt mit zu uns!“ Marie ist besorgt um ihre kleine Schwester. „Des geht heut noch lang mit den Demonstranten, sie feiern, dass der König in Stuttgart nach Bebenhausen abgehauen ist.“

„Weißt du was?“, Helene muss noch ihre Beobachtungen vom Ort des Geschehens loswerden. „Um siebene sind viele Sträfling wieder zurück ins Gefängnis, ganz von selber. Sie hen nemme gwisst wo no!“



Villa Bruckmann in der Heilbronner Cäcilienstraße; um 1930.

Helene hat die Geschichte der Gefangenenbefreiung am 9. November 1918 selbst erzählt, auch dass die meisten am Abend wieder ins Gefängnis zurückgekehrt sind. Sie wurde in der Villa des Silberwarenfabrikanten Dr. Peter Bruckmann Augenzeugin der Ereignisse. Vermutlich hat ihre Schwester Marie ihr den Auftrag für die Näharbeiten vermittelt; Marie war zeitweise Köchin im Haus Bruckmann.

Die Villa steht bis heute am Anfang der Cäcilienstraße und gehört zu den wenigen Gebäuden in Heilbronn, die den Luftangriff 1944 überstanden haben.

In der Chronik der Stadt Heilbronn heißt es über die Ereignisse am 9. November 1918: „Vormittags 9 Uhr. Das Rathaus wird von dem neugebildeten Arbeiterrat (Reinhardt) und Soldatenrat (Buckel, Sergeant) militärisch besetzt. Ansprachen von Reinhardt, Baßler und Hornung (Schneidermeister, Abgeordneter für Heilbronn-Land) an die auf dem Marktplatz versammelte Volksmenge. 11 Uhr. Eine große Volksmenge unter Anführung von Reinhardt, Baßler und Hornung zieht vor das Zellengefängnis zur Freilassung der politischen Gefangenen und der wegen militärischer Vergehen in Haft Befindlichen. Während die durch eine Seitentüre gewaltsam eingedrungenen Führer mit dem Gefängnisdirektor Roser auf dessen Amtszimmer verhandeln [...], dringt die Volksmenge durch ein gewaltsam erbrochenes Seitentor herein und befreit alle Gefangenen.“

Donnerstag, 12. Juni 1919

Helene hat Neuigkeiten

„Mina, ich bin ganz aufgeregt. Weißt du, was passiert ist?“
Wilhelmine macht ihrer Schwester die Wohnungstür weit auf:
„Komm doch erstmal rein! Willst du einen Kaffee? Ich habe echten Bohnenkaffee da!“
„Nein, ich weiß nicht, vielleicht jetzt nicht...“
„Wie jetzt nicht? Warum denn nicht? Bist du...“
Helene strahlt. „Ja, endlich, stell dir vor, seit sechs Jahren sind wir jetzt verheiratet! Endlich!“
„Ich freu mich für euch! Du hast es auch so schwer gehabt, hast dich um die Mutter gekümmert und alles! Was sagt der Karl?“
„Der weiß es noch net. Er ist auf der Reise und kommt am Samstag wieder.“
„Und wann ist es soweit?“
„Die Hebamme sagt an Weihnachten, oder kurz danach!“
„Und sonst, ich weiß jetzt net...“
„Du meinst, dass ich schon über dreißig bin bei der ersten Geburt? Sie meint, das macht nichts. Mutter hat sieben Kinder geboren, und du schon vier. Mit Gottes Hilfe...“
„Hast du das mit dem Robert schon gehört?“ Wilhelmine wechselt abrupt das Thema. „Seit er aus dem Krieg zurück ist, säuft er. Der wird gar nicht mehr nüchtern. Er ist ein Taugenichts, das war er schon vor dem Krieg. Aber jetzt säuft er nur noch. Der arme Schwager Karl, dass er so einen Bruder hat, und ist doch selber so ein fleißiger Kerle!“
Helene ist es ein wenig unangenehm, über den Schwager ihrer Schwester Marie zu reden, sie bewegt ihre Schwangerschaft mehr.
„Hast du noch Kindersachen vom Dorle?“
„Nicht viel. Aber weißt du schon was es wird? Vielleicht ist es ja ein Bub!“
„Das ist doch erstmal egal. Wir haben so wenig Geld jetzt, nachdem der Karl noch nicht richtig verdient. Er will auch aufhören beim Kress, und womöglich ein eigenes Geschäft anfangen, in Flein, im Haus, jetzt wo die Mutter gestorben ist.“



Helene Wanner mit ihrer Schwester Wilhelmine in Heilbronn; um 1922.

Helenes älteste Schwester Wilhelmine wohnte mit ihrem Mann Christian und ihren Kindern in der Heilbronner Werderstraße, in einem Mietshaus, das Christian gebaut hatte. Wilhelmine und Christian hatten 1900 geheiratet und zusammen vier Kinder.

Das Haus lag direkt gegenüber der Flammer-Seifenwerke Kraemer & Flammer, wo bis 1970 Seifen und Waschpulver aller Art produziert wurden. Keine „gute“ Wohngegend, außer der Seifenfabrik hatten sich weitere Firmen in der Nachbarschaft angesiedelt, und auch der Südbahnhof lag in der unmittelbaren Nachbarschaft.

Das Foto entstand an der Heilbronner Neckarbrücke und zeigt den lebhaften Verkehr; im Hintergrund das Postamt. Die beiden Schwestern sind möglicherweise auf dem Weg zum Bahnhof. Das Kind im Kinderwagen könnte Eberhard Wanner sein. Bei seiner Geburt war Helene schon 34 Jahre alt.

Robert ist der Bruder von Schwager Karl Hildenbrand; er war Gärtner und hat nach seiner Soldatenzeit im Ersten Weltkrieg nicht mehr ins bürgerliche Leben zurück gefunden.

Samstag, 28. Juni 1919 Frida und Karl beim Fotografen

„Grüß Gott die Herrschaften. Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Herr Wendnagel, ich habe uns angemeldet zum Fotografieren. Wegen der Hochzeit...“

Der Fotograf schaut in sein Terminbuch auf dem Tresen. „Natürlich, Frau Bauer, entschuldigen Sie bitte, dass ich ... Ich wusste nicht ...“

„Das macht nichts!“, Karl ist die Situation ein wenig peinlich.

„Meine Frau, wir kommen gerade aus Talheim, dort waren wir auf dem Standesamt. Kühner ist mein Name, wir heißen beide jetzt Kühner.“

Das macht die Situation noch peinlicher, der Fotograf, Alexander Wendnagel, windet sich.

„Ja natürlich, Herr Kühner mit Gemahlin, natürlich, verzeihen Sie mir meine Ungeschicklichkeit. Ist ja auch noch ganz frisch das junge Glück!“

Wendnagel stutzt, so jung sind die beiden schließlich auch nicht mehr, die sind doch schon Mitte dreißig, schätzt er und sagt schnell: „Wenn ich die Herrschaften hier in mein Studio bitten dürfte? Haben Sie bestimmte Vorstellungen?“

„Naja“, fasst sich Frida ein Herz, „mein Mann ist gerade erst aus dem Krieg heimgekommen, wir möchten nichts Pompöses, nichts Altmodisches ...“

„Es wird ja jetzt immer häufiger in weiß, äh, die Braut ...“

„Nein, das nicht, wir wollen ganz traditionell, und wir gehen auch nicht in die Kirche.“

„Gut, also der Herr, wenn Sie sich hier auf die kleine Bank setzen? Und die Braut, die Gemahlin daneben, warten Sie so, nein.“

Wendnagel kommt noch einmal hinter seiner Kamera hervor, die auf einem Holzstativ aufgebaut ist, eine wuchtige Plattenkamera mit schwarzer Abdeckung.

„Vielleicht stellt sich die Gemahlin hinter die Bank? Schauen Sie ein wenig nach rechts, Frau Kühner, ja so. Bitte nicht mehr bewegen!“

Komisch, denkt Frida. Jetzt bin ich verheiratet. Einfach so.



Frida und Karl auf ihrem Hochzeitsfoto; 28. Juni 1919.

Der Fotograf Alexander Wendnagel betrieb sein 1899 gegründetes Fotogeschäft seit 1907 im Gebäude Marktplatz 10 neben dem Heilbronner Rathaus – ein „Atelier für moderne Photographie“, das „Höchste Anerkennung S.M. König v. Württemberg, S.M. Kais. v. Oesterreich“ erfährt, wie der Werbeaufdruck auf der Rückseite des Fotos mitteilt. Dabei hatte der König von Württemberg längst abgedankt, in Weimar debattierte die Nationalversammlung die neue Verfassung und in Versailles wurde an diesem Tag der Friedensvertrag unterzeichnet.

Sonntag, 14. September 1919

Karl ärgert sich über seinen Schwager

„Helene, das muss doch nicht sein! Jetzt lässt sich der Dinger sogar zum Vorstand vom Arbeiterturnverein wählen! Und guck, was er für ein Bild von sich hat machen lassen!“

Helene schaut sich das Foto an: „Sieht doch gut aus!“

„Aber im Unterhemd! Das macht man doch nicht!“

Karl findet seinen Schwager Eberhard irgendwie zu proletarisch. Und mit der SPD kann er auch nichts anfangen: „Und im Gemeinderat ist er jetzt auch, als Sozi! Das hätte es früher doch nicht gegeben! Und das in Flein, in dem Bauerndorf...“

„Ach Karl, ich weiß net, die Leut' verändern sich so. So viele gehen jetzt ins Geschäft, nach Sontheim zum Ackermann und in die Schuh-Bude!“

Karl lässt sich nicht von seiner Frau überzeugen; diesen Schwager schätzt er nicht so sehr, im Gegensatz zu August, seinem Freund aus den Tagen als Handelsgehilfe.

Helene redet trotzdem weiter: „Denk doch, das hätte schlimmer kommen können mit der Revolution, und der Eberhard, der ist wenigstens nicht bei den Kommunisten. Denk doch, die Anna Ziegler, die war auch bei der Gefangenenbefreiung dabei, letztes Jahr. Die ist bei den, wie heißen die?“

„Die ist in der USPD, oder beim Spartakus?“

„Weiß net, ich kenn mich ja net aus, aber der Eberhard ist doch ein braver Mann, der ist kein –“

„Revoluzzer, ich weiß ja. Aber reg' dich net so auf, in deinem Zustand. Trotzdem, mir ist das nicht recht. Gerade jetzt, wo wir überlegen, ob wir einen Laden aufmachen sollen in Flein! Was sollen denn die Leut' denken mit der Verwandtschaft!“

„Ach Karl, im Gegenteil! Der Eberhard ist beliebt bei den Leuten, der bringt uns doch eher noch Kundschaft. Der passt doch besser in die neue Zeit jetzt!“



Helenes Bruder Eberhard Müller als selbstbewusster Handwerker; um 1920.

Eberhard Müller war am 7. Dezember 1918 Mitglied des neu gebildeten Arbeiter- und Bauernrats geworden und wurde am 11. Mai 1919 erstmals in den Fleiner Gemeinderat gewählt; die SPD erreichte in Flein damals mehr als 50 % der Stimmen. 1925 und 1931 erhielt Eberhard Müller bei den Gemeinderatswahlen die meisten Stimmen und war deshalb bis 1933 stellvertretender Bürgermeister. Daneben führte er den Arbeiterturnverein Flein, aus dem nach der „Gleichschaltung“ durch die Nazis 1933 der heutige TV Flein hervorging.

Montag, 6. Dezember 1920

Helene liest den Spruch von Emmy

„Emmy, meine Schwägerin auf Karls Seite, hat mir einen Spruch in unsere Familienbibel geschrieben:

„In des Lebens drengselzeiten
Schlag in diesem Buche nach
Es schafft Trost in deinem Leiden
Lindert selbst dein Ungemach.
In der Fülle deiner Freuden
Wenn es dir nach Wunsch ergeht
Lege nicht dies Buch beiseite
Weil bei Gott dein Schicksal steht.

6. Dez. 1920 Emy Wanner Ihrer lb. Schwägerin Helene‘

Heute ist Nikolaustag, der kleine Eberhard ist fast ein ganzes Jahr alt, gerade geht es mir ganz gut!

Karl ist inzwischen auch wieder versöhnt, er war ja ganz gegen den Namen, er hätte lieber einen Namen aus seiner Familie gehabt, Gottfried wie sein Vater, aber das wollt‘ ich gerade nicht: Eberhard war auch der zweite Name von meinem Vater.

Emmy hat es sicher lieb gemeint, als sie das Gedicht in unsere Familienbibel geschrieben hat. Aber gehört sich das? Das ist doch unsere Bibel, Vater hat unsere Familienereignisse dort eingetragen, und Emmy hat den Spruch auf das letzte leere Blatt geschrieben, direkt neben dem Eintrag zu Vaters Tod.

Den hat damals unsere Mutter noch geschrieben, auch mit einem Spruch:

„Was wir bergen in den Särgen
ist das Erdenkleid was wir lieben
ist geblieben bleibt in Ewigkeit.
Froher Glaube der dem Staube
Leben Hoffnung gibt.
Nein sie haben nicht begraben
was mein Herz liebt.“

Ob ich sie ansprechen soll darauf? Ich habe schon überlegt, dass ich das Blatt rausreiß.“



Karl Wanners jüngere Schwester Emmy; um 1920.

Emmy blieb unverheiratet; sie scheint wie ihre Schwester Klara psychisch belastet gewesen zu sein. Emmy Wanner starb 1930, laut einem Gutachten der Heilanstalt Weinsberg „an Geisteskrankheit, sie hat zeitweise die Nahrung verweigert u. ist verwirrt gewesen.“

Das Foto wurde in Köln aufgenommen, im „Atelier Central“ in der Hohestraße, in der „Stollwerckhalle“.

Montag, 13. Juni 1921

Karl und der Traum von einem Laden in Flein

„Heute war wieder ein schlechter Tag!“ Karl kommt schlecht gelaunt von seinen Kundenbesuchen zurück.

„Die Leute sind arm, die kaufen nur noch das Nötigste! Ich weiß nicht, wie lange sich Carl Magnus Kress einen Handelsvertreter leisten kann.“

„Aber was willst du sonst machen? Die Firma wechseln?“

Karl schüttelt den Kopf. „Eigentlich“, er traut sich nicht ganz, „eigentlich will ich ganz mein eigener Herr sein. Ohne den alten Kress, ohne Chef. Wir haben doch schon lang überlegt, dass wir hier in Flein einen Laden aufmachen.“

Helene schüttelt den Kopf und will gerade zu reden anfangen, da fängt der kleine Eberhard an zu weinen. „Lass uns ein anderes Mal darüber reden“, sagt sie.

Karl geht mürrisch in den Hof, um die Hühner zu füttern. Jetzt wo der Krieg vorbei ist und wo es bald wieder aufwärts geht, jetzt muss man doch die Sache in die Hand nehmen! Er könnte seinen Bruder Gottfried einspannen, der ist doch in der Stoffbranche. Helene kann nähen, und es gibt in Flein kein Geschäft, wo die Frauen Faden oder Wolle oder Nadeln kaufen können. Oder Knöpfe und Garn. Für alles müssen sie nach Heilbronn!

Das alles erzählt er den Hühnern, während er ihnen das Futter hinwirft.

Als Karl dann in seinem Sessel sitzt und die Neckar-Zeitung liest, beschäftigen ihn die Überlegungen immer noch. Alles wird teurer, vielleicht sollte man doch noch etwas warten mit solchen Plänen, Heilbronn schreibt die Stelle als Stadtschultheiß aus, wäre das etwas? Nein, lieber ein eigener Laden. Schließlich ist er seit 20 Jahren ein erfahrener Kaufmann, kann mit Stoffen und Kurzwaren umgehen.

„Helene!“

„Ich komme gleich, was ist denn los?“ Helene tritt eilig in die Stube, mit Eberhard auf dem Arm und einem Milchfläschchen in der Hand.

„Wir warten noch ein bisschen, aber dann machen wir den Laden!“



Das Haus Torstraße 8 in Flein; um 1926.

Karl steht an der Hofeinfahrt, Helene schaut aus dem Fenster: Im Frühjahr 1918 zogen Helene und Karl aus ihrer Wohnung in Heilbronn in das Haus von Karls Schwiegereltern, das der Schwiegervater zusammen mit seinem Zimmererkollegen Baumann an der Fleiner Torstraße gebaut hatte. Die Straße verlief auf dem ehemaligen Dorfgraben, der den Ort im Mittelalter schützen sollte. Am Ende der Straße stand eines der vier Dorftore; die Straße hat ihren Namen davon. Helenes Mutter war im März 1918 gestorben, so dass das Haus frei war für das „junge“ Ehepaar.

Nach seiner Entlassung aus der Armee arbeitete Karl wieder in seiner alten Firma, zuletzt als selbständiger Vertreter, und wechselte 1923 zu einer Stuttgarter Firma. Erst 1926 eröffneten Karl und Helene dann ihren Textilladen in diesem Haus und boten „Webwaren, Strickwaren, Trikotagen“ an. Helene nähte vor allem Weißwäsche, zeitweise arbeiteten mehrere Frauen für sie.

Montag, 24. Juli 1922

Karl auf dem Leipziger Turnfest

„Liebe Frida!“

Karl legt den Stift wieder beiseite. Er ist zu erfüllt von den Eindrücken hier in Leipzig, beim „1. Bundesfest des Arbeiter-Turn- und Sportbundes“. Als Oberturnwart des Fleiner Arbeiterturnvereins durfte er die Turnerriege nach Sachsen begleiten, und jetzt sitzt er im Turnerheim, im Schlafsaal, und will seine Begeisterung mit seiner Frida teilen.

„Du glaubst es nicht“, schreibt er dann doch weiter, „100.000 Turner waren da, die Karte zeigt uns auf dem Festplatz!“

Wahrscheinlich bin ich sowieso vor der Karte wieder zuhause, überlegt er.

„Morgen fahren wir schon früh wieder zurück, der Sonderzug nach Heilbronn und Stuttgart fährt um 6 Uhr.“

Die Fleiner Turner hatten beratschlagt, ob sie erst am Mittwoch fahren sollten, da gab es noch einmal einen Sonderzug, aber Dienstag war nur noch Kinderturnen mit Kinderfestzug, und das Fußballspiel am Abend wollte keiner der Fleiner sehen. Sie waren doch alle echte Turner, und keine „Sportler“!

„Ich erzähle alles, wenn wir daheim sind“, schreibt er noch, und „viele Grüße, dein Karl!“

Hätte er auch von den langen Warteschlangen bei der Essensausgabe schreiben sollen? Von den Saufereien? Vom stundenlangen Stehen bei den Massenvorfürungen, bis alle in Position waren? Vom Festzug, der kilometerweit durch die Stadt führte, trotz der Hitze?

„P.S.: Es war sehr schön, aber ich freue mich aufs Heimkommen!“ Was es alles gab bei diesem Turnfest, eben nicht nur Turnen! Wettrennen, Weitsprung, schottischer Hochsprung, Schleuderballwerfen, Ringen, Tauziehen, Schwimmen, Radfahren, und sogar Frauen waren dabei!

Ob er das noch an Frida schreiben sollte? Frauen? Aber lieber nicht, nicht dass sie denkt. Und Frida kann er sich als Sportlerin gar nicht vorstellen.



Ansichtskarte vom Arbeiter-Turn- und Sportfest in Leipzig; 1922.

100.000 Turner aus neun Ländern trafen sich 1922 in Leipzig zum ersten deutschen Arbeiterturnfest. Es stand einerseits in der Tradition der Turnfeste, wie sie seit Mitte des 19. Jahrhunderts regelmäßig stattfanden, eines der ersten (und außerhalb der offiziellen Zählung) davon 1846 in Heilbronn.

Das Leipziger Fest grenzte sich klar von diesen ab, zum einen durch den expliziten Bezug auf die Arbeiterbewegung, zum anderen aber durch die Bezeichnung „Turn- und Sportfest“ – „Sport“ setzte sich vom Turnen ab, war populärer, eher am angelsächsischen Vorbild orientiert.

Der Fleiner Verein stand inzwischen unter der Leitung von Eberhard Müller, der mit Oberturnwart Karl Kühner und anderen neuen Schwung brachte. Der Besuch des Leipziger Fests gehörte mit zu dieser Entwicklung.

Frauen waren zum Zeitpunkt der Fahrt nach Leipzig im Fleiner Arbeiterturnverein noch nicht vertreten.

Dienstag, 26. Juni 1923

Karl verzweifelt an der Teuerung

„Spinnen jetzt alle? Ackermann verlangt für die Rolle Heftgarn jetzt 50.000 Mark, für eine Rolle!“

Karl ist verstimmt. Jeden Tag wird alles teurer, er kommt kaum hinterher, das in den Katalogen nachzutragen für die Kunden.

„Und die Kunden jammern mir vor, dass sie sich das nicht leisten können. Sie wollen nichts mehr bestellen, weil sie es nicht mehr verkaufen können.“

„Reg dich nicht auf, wir können ja doch nichts ändern. Frau Krummlauf gibt mir für das Aussteuernähen von der Tochter einen Zentner Ebirn!“

Stimmt, denkt Karl, Kartoffeln brauchen wir eh. „Aber was ist mit dem Geld auf der Sparkasse? Das ist ja wie mit den Kriegsanleihen, die waren auch weg!“

Schon wieder erscheint die strenge Stirnfalte, senkrecht über der Nase.

„Wenigstens haben wir das Haus, und den Garten, und wir können doch sowieso nichts ändern.“

„Soll ich mich jetzt auch in Naturalien bezahlen lassen? Stoffballen als Provision?“

„Warum denn net. Nimm den weißen Aussteuerstoff, und den verschaffen wir nach und nach. Bettlaken und Handtücher brauchen die Leute immer, und wir können es dann im Laden verkaufen, wenn wir ihn aufgemacht haben.“

„Aber Helene, du wolltest doch gar nicht, dass wir einen Laden aufmachen!“

„Doch doch, wenn ich mir's jetzt so überleg', schlecht wär's net, ich könnte im Laden mithelfen und nebenher den Haushalt machen, und auf den Eberhard aufpassen, und wer weiß, was noch kommt...“

„Bist du wieder schwanger?“

„Freust dich net?“

„Doch, aber jetzt, wo alles so teuer wird...“



Heilbronner Geldscheine aus der Inflationszeit; 1923.

Wie war die Stimmung im Haus Wanner (und in den anderen Häusern), als im Lauf des Jahres 1923 die Geldentwertung immer schneller fortschritt? Als die Summen auf den Geld- und Notgeldscheinen immer astronomischer wurden, Millionen, Milliarden, Billionen mit 12 Nullen? Die Heilbronner Chronik notiert für diesen 26. Juni: „1 l Vollmilch kostet 2000 M, Magermilch 900 M.“

Am Ende kostete ein Liter Milch in Heilbronn 44 Milliarden Mark, das war am 14. November 1923. Am darauf folgenden Tag begann die Reform des Geldsystems durch die Ausgabe der Rentenmark, der im folgenden Jahr die Reichsmark zur Seite gestellt wurde. Bankguthaben und Ersparnisse wurden dadurch entwertet, die einfachen Menschen ohne Immobilienbesitz oder Kapitalanteile an Firmen erlitten große Verluste.

Helene Wanner war Ende Juni 1923 tatsächlich schwanger, Frieder wurde Ende Februar 1924 geboren.

Samstag, 12. Januar 1924

Klara heiratet Karl

„Martin hat mir noch nicht gratuliert!“ Klara ist erbost.

„Gib ihm Zeit, er muss sich doch erst gewöhnen! Er ist jetzt zwölf, das ist doch nicht so einfach für ihn. Und wir haben auch gar keine Zeit, uns um ihn zu kümmern! Was macht der Kerle eigentlich den ganzen Tag?“

„Das weiß ich nicht. Am Vormittag im Gymnasium, am Nachmittag? Da bin ich im Kontor.“

„Schon gut. Geht er jetzt mit aufs Standesamt? Ich rede mit ihm. Er wird uns sicher dann danach gratulieren.“

„Martin!“, Karl ruft ins Treppenhaus, sicher ist er oben, sie haben noch zwei Wohnungen im Haus, das war praktisch, als Martins Mutter monatelang krank war, als Klara zur Pflege ins Haus kam, da konnte Karl oben wohnen, mit Martin, und Klara war bei Luzie unten, im ersten Stock, wenn Luzie nachts aufwachte, vor Schmerzen schrie, als der Krebs sich durch den Darm fraß, Karl schauderte bei der Erinnerung daran.

Aber so hatte er Klara kennengelernt, er brauchte jemand für den Haushalt, für die Pflege von Luzie, sein Freund Karl Wanner hatte die Idee, Klara war alleinstehend und brauchte eben auch Anschluss.

Klara sucht in der Zwischenzeit ihre Sachen zusammen.

„Karl, wir müssen los!“, ruft sie ins Treppenhaus. „Die Elektrische kommt in 10 Minuten, Herr Kaiser will sicher nach Hause, wenn er uns getraut hat!“

Karl kommt mit dem sich sträubenden Martin die Treppe herunter.

„Jetzt mach kein Zirkus! So schlimm ist Klara doch net!“

Der Junge wird rot, gibt Klara die Hand und sagt: „Ich gratuliere.“ Klara wuschelt ihm den Kopf, was ihn noch verlegener macht.

„Los jetzt, und nach der Trauung lad ich euch zum Romann ein.“

„In die Konditorei?“ Martin taut auf. „Schad, dass es im Winter kein Eis gibt...“



Karl Holwein im Ersten Weltkrieg; um 1917.

Klara Wanner, die Schwester meines Großvaters Karl, kam um 1920 in den Haushalt von Karl Holwein, um dessen kranke Frau zu pflegen und Holweins Sohn Martin zu versorgen; er ist 1911 geboren.

Holweins erste Frau Luzie starb am 15. Dezember 1922; die Heirat von Karl und Klara am 12. Januar 1924 war also kurz nach Ablauf des Trauerjahrs.

Eine kirchliche Trauung gab es nicht. Karl Holwein scheint Anhänger der sogenannten Masdasnan-Bewegung gewesen zu sein; womöglich geht die Verbindung zu Klara und zur Familie Wanner darauf zurück.

Die Familie wohnt in Heilbronn in der Friedhofstraße 30, das Haus steht noch, neben Finanzamt und Polizeipräsidium, zwischen Karl- und Bismarckstraße, damals angrenzend an die Moltkekaserne.

Die Ehe mit Karl Holwein wurde 1936 geschieden. Klara war zu diesem Zeitpunkt in der Heilanstalt Weinsberg, wo aus Anlass der Scheidung ein Gutachten erstellt wurde. Darin heißt es über die Zeit der Hochzeit: „Frau Holwein besorgte ihren Haushalt ordentlich, kam mit ihrem Stiefsohn gut aus und widmete sich mit Eifer und Liebe dem Geschäft, sodass sich der Betrieb unter ihrer Mitarbeit zunächst vergrößerte.“

Sonntag, 25. Februar 1925

Helene denkt über ihr Buchgeschenk nach

„Karl hat mir ein Buch geschenkt. Zum ersten Geburtstag vom Friederle? Oder warum sonst jetzt im Februar, ich habe doch erst im Juli Geburtstag, und Ostern ist erst in fünf Wochen.

Der Kleine ist ja zu goldig. Aber es ist auch viel Arbeit, er schläft noch nicht richtig, jetzt fängt er auch noch an zu laufen, und der Große macht auch viel Arbeit. Im Laden stapelt sich die Näharbeit, und Karl schenkt mir ein Buch.

Der Kleine ist gottseidank gesund, Friedrich sagt niemand zu ihm, mit zweitem Namen heißt er August, wie mein Bruder. Alle sagen Friederle.

Heut war sein erster Geburtstag, und Karl hat mir ein Buch geschenkt. Vorne hat er eine Widmung hineingeschrieben:

„Seiner lieben Frau

Februar 1925

Karl Wanner“

Da kommt er mir manchmal ein bisschen fremd vor, mein Karl, so korrekt mit vollem Namen. Aber das darf ich nicht sagen zu ihm, er kann so grantig werden, dann redet er tagelang nicht mit mir, nur vor den Nachbarn, niemand soll etwas merken.

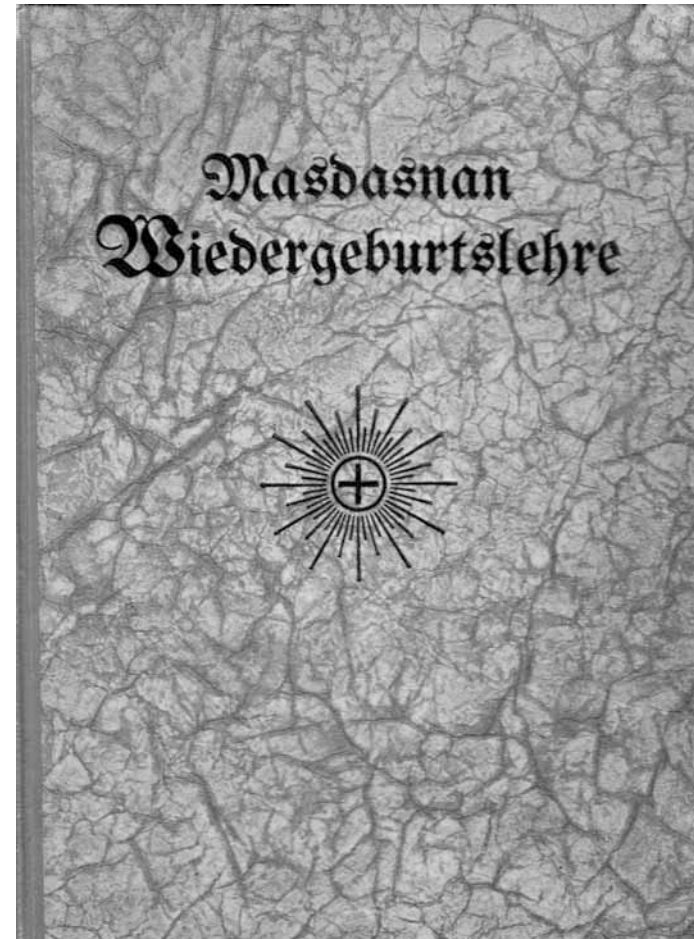
Das Buch heißt ‚Masdasnan-Wiedergeburt-Lehre‘ – hat er gedacht, dass das zum Geburtstag seines zweiten Sohnes passt?

Das Buch hat irgendwie mit seinen Geschwistern und seiner Mutter zu tun. Mutter erzählt gern von Masdasnan, von diesem Haenisch, vom Meister, wie sie ihn nennen. Sie besucht in Leipzig solche Meistervorträge, aber ist das richtig? Was sagt unsere Kirche dazu? Die verehren diesen Haenisch wie einen Messias, aber Gott sagt doch: Du sollst keinen anderen Gott neben mir haben!

Im Buch habe ich nur eine Seite gelesen, die passt grad gut zu mir:

„Das Gefühl der Niedergeschlagenheit, Mutlosigkeit und Schwere darf die Mutter nie aufkommen lassen.“

Der kann ja gut daherreden, der das geschrieben hat, der Mann, was weiß der, wie es einer Frau mit zwei kleinen Kindern und Haushalt und Nähen geht!“



Titelblatt des Buchgeschenks von Karl Wanner an seine Frau; 1925.

Verfasst wurde das Buch von dem Schweizer David Ammann, der mit seiner Frau zusammen die Lehren von Erich Otto Haenisch alias Otoman Zar-Adusht Ha'nish in Deutschland verbreitete. Das Werk beruft sich auf die „uralte arische Wiedergeburt-Lehre“, zieht eine Entwicklungslinie von Zarathustra zu Jesus und weiter zu Haenisch und predigt das Streben nach Vollkommenheit mit dem Ziel einer „reinen“ (arischen) Rasse. Die nicht-weißen „Rassen“ werden als minderwertig angesehen.

Trotz einiger Parallelen zur Rassenlehre der Nationalsozialisten wurde die Masdasnan-Bewegung in der NS-Zeit verboten.

Donnerstag, 2. April 1925 August hat Geburtstag

„Lieber Herr Müller, sehr geehrter Herr Chef, zu Ihrem heutigen Geburtstag ...“. Der lang gediente Graveur stockt und sieht sich hilfeschend nach seinen Kollegen um. Als ihm keiner zu Hilfe kommt, streckt er August die mit einer Schleife verzierte Weinflasche hin: „Do, lass dir's schmecken, alles Gute von uns!“ August ist ein bissle gerührt. Die kleine Belegschaft gratuliert ihm noch der Reihe nach und gibt ihm die Hand, dann gehen alle zu ihrer Arbeit zurück.

Das hat die Elli also gemeint, vorhin beim Frühstück, denkt August. Die Geburtstagsüberraschung. Er wird schließlich 45 Jahre alt heute, bestes Schwabenalter sozusagen!

„Herr Müller, hen Sie einen Moment?“ Friedrich Diem, ein Heilbronner Schreinermeister, steht in der Tür.

„Kommen Sie ruhig rein!“, sagt August. Sicher will der auch noch gratulieren, denkt er.

„Hat ebber Geburtstag heut?“, fragt Diem, als er die geschmückte Flasche auf dem Schreibtisch sieht. „Sie Herr Müller? Da sag ich doch herzliche Glückwünsche! Wenn's Ihne recht ist, komm' ich ein andermal wieder, s'passt vielleicht net ganz heut?“

„Jetzt sagen Sie halt, was Sie wollen!“

„Herr Müller, ich bin Schreiner, und ich hab gehört, dass bei Ihnen im Hinterhaus eine Werkstatt mit einer kleinen Wohnung frei ist?“

August seufzt. „Das stimmt, aber ich wollte die Räume selber nutzen, vielleicht.“

„Ich bin ein einfacher Mann, und ich werd auch nicht mehr arg lang als Handwerker schaffe könne, bin ja nemme der Jüngste. Aber vielleicht tät's doch gehen?“

„Herr Diem, Sie hen Glück, Sie erwischen mich auf dem falschen Fuß an meim Geburtstag. Die Werkstatt isch schon leer, sagen wir ab 15. des Monats?“

„Des vergess ich Ihne net, Herr Müller. Und ihrn Geburtstag auch net, solange ich leb!“



Heilbronn, Fleiner Straße 9 (links) und 11 und die Nägelinsgasse; 1930er Jahre.

Das Haus Fleiner Straße 9 gehört August Müller seit 1911. Er betreibt im Erdgeschoss und im Hinterhaus seine Stempelfabrik. August Müller hat in Mainz bei seinem Onkel Heinrich Müller (1856–1927) das Graveurhandwerk erlernt; auch das Geschäft des Onkels hieß „Stempelmüller“.

1925 ist einer der beiden Läden im Erdgeschoss an die „Heilbronner Tabakwarenzentrale“ vermietet, Inhaber ist Gustav Illig; im anderen Laden befindet sich die Firma Albert Kern, ein Möbel- und Bettenhaus, das hier schon seit 1901 besteht. Der Schreiner Friedrich Diem ist seit 1925 an dieser Adresse im Hinterhaus verzeichnet; 1936 ist er Sozialrentner.

Neben August Müllers Familie – er ist seit 1908 mit Elise Scheufler verheiratet, sie haben zwei Töchter – lebt seine Schwester Marie mit ihrem Mann Karl Hildenbrand in dem Haus, die beiden Söhne Eberhard und Helmut sind zu diesem Zeitpunkt 15 und 12 Jahre alt, die Tochter Emma ist 11.

Mittwoch, 2. September 1925

Frida macht sich Sorgen

„Hoffentlich geht das gut! Jetzt haben wir einen Bauplatz gekauft, das heißt, es ist kein richtiger Bauplatz, es ist ein Keller an der Straße nach Ilsfeld, da stand früher sicher auch schon ein Haus, und wir bauen jetzt darauf.

Das Haus in der Bildstraße ist halt zu klein, jetzt wo wir das erste Kind haben, unser Ruthle, sowieso. Und die Schwiegermutter ist nicht böse darüber, dass wir ausziehen!

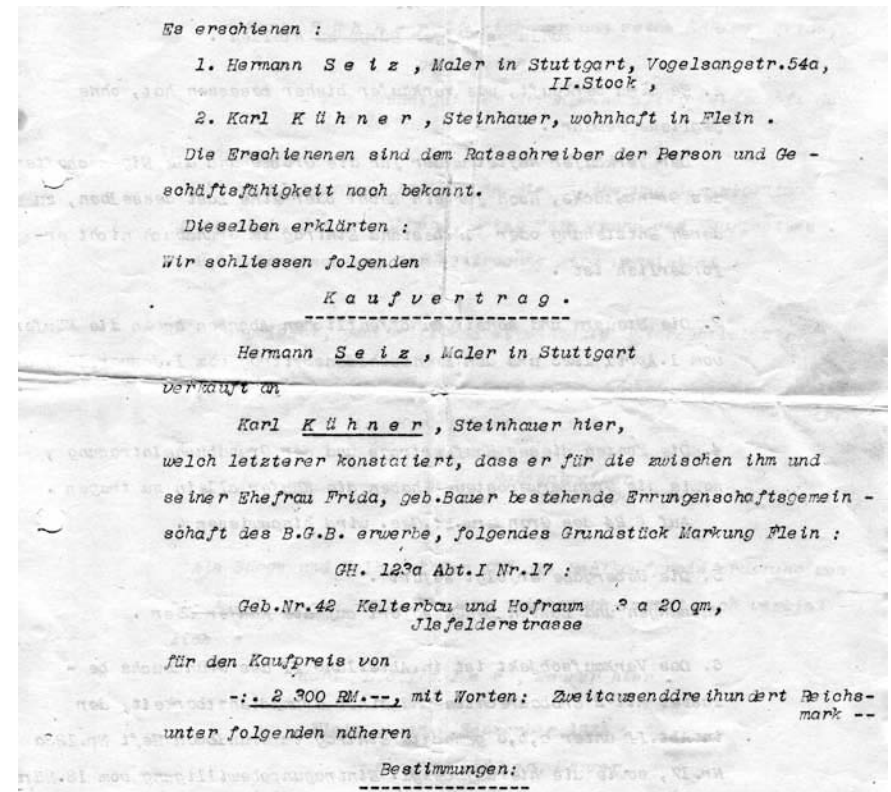
Wir müssen doch auch für uns selber wirtschaften können.

Aber ob wir das ganze Geld zusammenkriegen? Karl ist so optimistisch und sagt, solange ich zwei gesunde Hände habe, baue ich das Haus wenn's sein muss alleine! Damit das goldige Ruthle eine Heimat hat, und du auch. So sagt er.

Mit seinem Erbteil hat er den Bauplatz bezahlt, die Kreditanstalt gibt uns Kredit für Baumaterial und so. Da ist es praktisch, dass der Karl mit seinen Turnkameraden so gut steht. Und der Zimmermann Eberhard Müller ist sowieso Gemeinderat, sogar stellvertretender Bürgermeister, und die anderen können auch irgendwas, Wasserleitung legen, Dach decken, Strom bekommen wir auch. Karl ist sehr tüchtig, er hat die Pläne für das Haus schon gezeichnet, es wird sehr praktisch: Wir gehen quasi von oben her rein, vom Dorfgraben aus, und von der Ilsfelder Straße unten aus ist dann die Werkstatt.

Karl hat dann viel Platz zum Behauen der Steine, und alles kann gerade so abtransportiert werden. Vorher war ja unten im Keller eine Kelter, aber wir haben keine Wengert, der Hof ist für die Steinhauerei wichtiger.

Das viele Geld macht mir trotzdem zu schaffen. 4000 Mark will der Karl aufnehmen, die Gemeinde unterstützt ihn und will bürgen. Aber 4000 Mark, so viel Geld! Wir waren immer arm, daheim in Talheim, meine Eltern hatten gar nichts, und jetzt haben wir uns ein bisschen was gespart, geht aber alles in den Hausbau. Mein Karl ist zuversichtlich! Frida, sagt er, des wird scho!“



Vertrag über den Kauf des Grundstücks in der Ilsfelder Straße in Flein; 1925.

Der Kaufvertrag zwischen Hermann Seiz in Stuttgart und dem Steinhauer Karl Kühner in Flein wurde vor dem Fleiner Bürgermeister in seiner Funktion als Ratschreiber und Notar geschlossen. Der Kaufpreis betrug 2300 Reichsmark, davon mussten Karl und Frida Kühner 1100 RM bei der Unterzeichnung in bar übergeben. Pläne von Karl Kühner, der sein Haus auf dem vorhandenen Kellerbau aufbauen wollte, wurden von der Gemeinde unterstützt, die eine Bürgschaft für den von Kühner beantragten Kredit über 4000 RM übernahm. Die Württembergische Wohnungskreditanstalt gewährte den Kredit im Juli 1926.

Schon am 3. Dezember 1926 war das Haus bezugsfertig, gleichzeitig bat Karl Kühner um eine Erhöhung der Kreditsumme auf 5000 RM.

Ruth Wanner ist am 8. April 1925 geboren worden, noch im alten Kühner-Haus an der Bildstraße, was sie selten zu erwähnen vergaß, wenn unser Weg dort vorbei führte.

Donnerstag, 15. Oktober 1925

Karl schafft gerne

„Jetzt geht's bald richtig los, im nächsten Frühjahr, dann fangen wir mit dem Mauern an. Das Bauholz ist bestellt, die Backsteine auch, wir setzen das Mauerwerk direkt auf den Kellerstock, zwei Stockwerke, und darauf den Dachstuhl mit Fachwerkgiebel.

Wir Vereinskameraden helfen zusammen, da sind ja alle Berufe dabei, Maurer, Zimmermänner wie der Eberhard Müller, Glaser und Dachdecker.

Vielleicht schaffen wir es, dass wir bis Weihnachten nächstes Jahr einziehen können!

Dann haben Frida und ich und das Ruthle endlich ein eigenes Zuhause, müssen nicht mehr mit meiner Mutter so ärmlich in dem kleinen Häusle an der alten Straße nach Heilbronn hausen. Wir richten das neue Haus modern ein, vielleicht sogar mit einem Bad.

Schwierig wird nur der Aufbau auf dem alten Keller, und der Anbau ans Kornhaus, das alte Ding, das ist bald 400 Jahre alt!

Davon habe ich lange geträumt, vom eigenen Haus, aber dann kam der Krieg, dann die Inflation, dann das Ruthle, und jetzt klappt es.

Wir machen erst den Rohbau, ganz einfach, nur das Nötigste, und wenn wir dann eingezogen sind, dann verkleide ich den Eingang an der Schulstraße mit Ziersteinen, die Ornamente hab ich schon gezeichnet. Das Ruthle darf sich auch was wünschen dann, wenn es sprechen kann, vielleicht will sie ja etwas vorzeichnen, ich mach alles, was die kleine Krott will.

Schad, dass mein Alter das nicht mehr erlebt, er hat mir das ja nicht zugetraut, ein eigenes Haus zu bauen. Der tät sich wundern. Jetzt ist er schon sechs Jahre tot.

Im Winter jetzt kann ich schon so gut es geht die Steine herrichten, die wir dann brauchen, bloß fehlt mir der Platz dazu, ob ich die schon an der Oberen Gasse hinlegen kann?“



Der Steinhauer Karl Kühner in Arbeitskluft; um 1925.

Die wenigen Fotos meines Großvaters Karl Kühner zeigen einen optimistischen Menschen. Gleichzeitig schien er sehr zupackend zu sein – neben seinem Engagement als Oberturnwart des Arbeiterturnvereins Flein hat er zusammen mit seiner Frau den riskanten Hausbau in Angriff genommen, und das zu einer Zeit, die uns heute als krisenhaft vor Augen steht.

Aber die Jahre nach der Inflation und vor der Wirtschaftskrise 1929 waren für die Menschen wieder bessere Jahre, der Terror von rechts war noch überschaubar, Hitler saß nach dem gescheiterten Putsch im November 1923 für ein Jahr in Festungshaft. In Flein tritt die NSDAP erst im März 1933 prominent in Erscheinung.

Montag, 27. Dezember 1926

Frida bricht zusammen

Sie war gleich morgens mit dem Postbus nach Heilbronn gefahren, zusammen mit den Arbeitern, die „ins Geschäft“ mussten, zum Knorr, zum Drauz, zum Wolff. Die ganze Nacht hatte sie nicht schlafen können, voller Sorge, ins Krankenhaus hatten sie den Karl gebracht, einer von den Turnkameraden hatte ein Auto organisiert gestern Abend, es war schon spät.

„Sicher nichts Schlimmes,“ hatten sie gesagt. „Er ist nur die Treppe am Ochsen runtergefallen, gestolpert und runtergefallen. Du weißt doch, die ist steil, die Treppe, keine Angst, Frida, der wird wieder. Ein Kerle wie der Karl! Der ist doch ein alter Turner!“

Das Ruthle hat sie zu ihrer Schwester gebracht, die waren auch alle längst schon auf den Beinen. Frida konnte gar nichts weiter erzählen, runtergefallen ist er halt, die Treppe am Ochsen, in den Saal hinauf, Weihnachtsfeier von seinen Turnern.

Die Schwester versteht, nimmt das Ruthle auf den Arm, „Wir essen jetzt erstmal ein Stück Hefezopf, mit Zibeben, das magst du doch so arg!“

Im Krankenhaus an der Paulinenstraße herrscht schon Hochbetrieb, trotz der Weihnachtsfeiertage, und es dauert eine Weile, bis Frida die Station findet, wo sie Karl in der Nacht hingebraucht haben.

„Frau Kühner! Gut dass Sie da sind!“ Der Arzt macht ein vorwurfsvolles Gesicht. „Wie ist das denn passiert? Er wird es nicht überleben, er ist nicht mehr bei Bewusstsein! Wir haben heute morgen schon operiert, aber die Kopfverletzung ...“

Frida kann gar nichts sagen. Ihr wird schwarz vor Augen, Kopfverletzung, davon hatten die Turnkameraden heute Nacht gar nichts gesagt.

„Herr Sanitätsrat, Herr Doktor,“ stammelt sie. Aber der Geheime Sanitäts-Rat Dr. Gustav Mandry hat sich schon wieder abgewandt und ist im nächsten Krankenzimmer verschwunden.

„Aber wo ist er denn, mein Karl?“, Fridas Hilfeschrei gellt durch den langen Krankenhausflur. Sie lässt sich fallen, auf den Boden, auf den Flur, es ist ihr egal. Was soll jetzt werden?



Gasthaus Ochsen in Flein mit der Außentreppe zum Saal im ersten Stock; 1935.

Karl Kühner stürzte bei der Weihnachtsfeier des Arbeiterturnvereins Flein, möglicherweise am zweiten Weihnachtsfeiertag, am 26. Dezember 1926, von dieser Treppe. Der Verletzte wurde noch ins Städtische Krankenhaus in Heilbronn gebracht, wo er dann am 27. Dezember um „elf drei viertel Uhr“ verstarb, wie die städtische Krankenhausverwaltung am 28. Dezember 1926 an das Standesamt Heilbronn meldete.

Auf einer am 23. September 1935 abgestempelten Ansichtskarte mit Fleiner Motiven findet sich dieses Foto des „Ochsen“ mit der Unglückstreppe. Es ist nicht bekannt, wann sie gebaut worden war – auf einem älteren Foto aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg fehlt sie noch. Die Gasträume im Erdgeschoss wurden 1924 eingerichtet, im Obergeschoss war nun ein Saal, in dem etwa der Arbeiterturnverein seine Weihnachtsfeier abhalten konnte.

Freitag, 8. April 1927

Frida zieht ein

„Seid vorsichtig!“

Der Helfertrupp nimmt wenig Rücksicht auf die alte Kommode.

„Frida, nimm das Ruthle auf den Arm, sie steht dauernd im Weg rum!“

Frida folgt der barschen Anweisung, und muss wieder ein wenig heulen. Sonst schafft sie es gut, vor dem Kind nicht zu weinen, aber gerade heute. Was wäre er stolz gewesen, der Karl, wenn er noch dabei wäre. Stolz auf sein Haus, und stolz auf seine Turnkameraden, die gerade den Küchentisch ins Haus bugsieren.

Sie haben die Kühnerschen Sachen mit dem Ochsenfuhrwerk in der alten Heilbronner Straße geholt. Dort wohnt jetzt erstmal niemand mehr, ist doch die Mutter Kühner nur vier Wochen vor dem Unglück gestorben. Friedlich im Bett!

„Denk doch, der Karl hat das noch selber gemeldet auf dem Rathaus, dass seine Mutter gestorben ist, und jetzt ist er selber tot!“

„Frida, jetzt fang doch nicht wieder damit an!“, inzwischen ist ihre Schwester Karoline dazu gekommen, um mitzuhelfen und die Wäsche in den Schrank zu räumen.

„Komm Frida, wir gehen mit dem Ruthle ein bisschen spazieren, und lassen die Männer allein schaffen!“

„Aber die wissen doch gar net, wo ich die Sachen hin haben will!“

Karoline antwortet nicht, nimmt ihre Schwester in den Arm und schiebt sie aus dem Haus. „Komm Ruthle, wir gehen Kaffee trinken zu uns! Es gibt auch Hefezopf mit Zibeben!“

Das ist das Zauberwort für Ruth. Rosinen mag sie für ihr Leben gern, sie helfen, auch wenn alle so aufgereggt sind. Süß und weich und warm.

Schnell schaut sie noch in das neue Zimmer, hier soll sie wohnen. Es riecht neu. Die Farbe am Türrahmen fühlt sich neu an. So genau weiß sie noch nicht, was das alles bedeutet, aber es ist doch gut.

Und jetzt mit Mama und der Karlina-Tante zu Hefezopf und Milch. Kaffee darf sie noch nicht.



Flein, Ilsfelder Str. 38–42; um 1927.

In der Mitte das heute denkmalgeschützte „Kornhaus“ aus dem Jahr 1595, links das Haus von Karl und Frida Kühner in Flein. Der Eingang zum Kühner-Haus liegt an der heutigen Schulstraße, der hier sichtbare Hof grenzt an die heutige Ilsfelder Straße, früher Obere Gasse genannt.

Das Foto könnte unmittelbar nach Fertigstellung des Kühnerschen Hauses entstanden sein, kurz bevor das Kornhaus „1928 mit Hilfe des Württ. Landesamts für Denkmalpflege sauber herausgeputzt“ wurde, wie der Fleiner Schulrektor in seinem Heimatbuch von 1929 schreibt. Das Hausensemble steht heute noch.

Anfang Dezember 1926 meldet das Fleiner Schultheißenamt den Neubau bezugsfertig. Dennoch konnte Frida erst fünf Monate später einziehen. Der Winter 1926/27 wies einige Anomalien auf, vom frühen ersten Frost am 19. Oktober bis hin zu starkem Schneefall Ende Januar, so dass sich der Einzug „wegen besserer Austrocknung“ bis April verzögerte.

Sonntag, 12. Juni 1927

Frida sieht die Turner auf dem Sportplatz

„Guck mal Ruthle, jetzt üben die wie früher mit deinem Papa. Als wäre nichts passiert! Aber das verstehst du ja noch gar nicht!“ Frida redet immer wieder mit der Zweijährigen, als sei sie erwachsen, oder zumindest einige Jahre älter. Sie hat ja sonst kaum jemand zum Reden. Karl fehlt ihr.

„Jetzt ist es also ein halbes Jahr...“, schon wieder hat sie laut gesprochen, ohne es zu wollen. Ruth zerrt an ihrer Hand, sie will über den Turnplatz rennen, und Frida lässt sie los.

Renn du ruhig, denkt Frida. Das tut dir gut, Kinder brauchen Bewegung, und ich habe so wenig Zeit für meine Kleine. Und wenn wir jetzt zur Karline kommen, muss sie ja doch wieder still sitzen in der Stube, da hockt die ganze Verwandtschaft beim Sonntagskaffee, die Männer rauchen Stumpen, das wäre auch nichts gewesen für den Karl. Der war fast bissle zu arg mit seiner Turnerei, geraucht hat er gar nicht. Aber wie alle gern getrunken, und deshalb ist er ja auch – halt, Frida, denkt sie sich, nicht schon wieder darüber nachdenken, hätte er weniger Wein oder Bier oder Most oder Schnaps getrunken, bei der Weihnachtsfeier, dann wär er nicht auf der Treppe gestolpert. Das hat doch keinen Sinn, diese Denkerei, diese Qual!

„Ruthle, komm, wir gehen weiter! Karline wartet schon! Es gibt sicher Hefezopf!“

„Zibeben!“ Das erste Lieblingswort der Kleinen, die gerade Sprechen lernt. „Zibeben!“

So ein schwieriges Wort, denkt Frida. Und „Papa“ wird sie erstmal gar nicht lernen.

„Vielleicht willst du ja auch ins Turnen gehen, wenn du größer bist?“

Ruth nickt eifrig. Ja, da würde sie auch gern mitmachen, obwohl – das sind doch alles große Buben!

„Keine Angst, Ruthle, das gibt’s auch für Mädle!“



Turngruppe des CVJM Flein mit Turnlehrer Fritz Harst; 1927.

Einen Sportplatz gab es erst seit 1926 in Flein, nachdem der Arbeiterturnverein und der Christliche Verein Junger Männer gemeinsam in den „Nonnenwiesen“ ein geeignetes Grundstück pachteten und als Sportplatz anlegten. Als jedoch der Fleiner Schulrektor Paul Fähnle darum bat, dass auch die Schuljugend den neuen Sportplatz nutzen durfte, kam es zu Meinungsverschiedenheiten – Eberhard Müller hatte als Vorsitzender des Arbeiterturnvereins nichts dagegen, der Jünglingsverein lehnte jedoch ab. Daraufhin pachtete der Arbeiterturnverein das Gelände alleine.

Noch heute spricht man in Flein vom alten Sportplatz, inzwischen ist es eine viel genutzte Parkanlage mit Rasenflächen und Kinderspielplatz.

Am Sonntag Judika, am 2. April 1525, trafen sich auf diesen Wiesen vor dem Dorf die aufständischen Bauern aus der Umgebung, um sich zu einem „Bauernhauften“ zusammenzuschließen. Sie wählten Jäklein Rorbach aus Böckingen zum Anführer und zogen in den darauf folgenden Tagen durch die Gegend, plünderten Archive und Klöster – der Beginn des großen Bauernkriegs in der Region.

Ostersonntag, 8. April 1928

Frida und die Borscht von der Schulgasse

„Ruth, wie seht ihr denn aus! Heut‘ am Sonntag, an Ostern, und dazu an deinem Geburtstag!“

Die Kinder sind wenig beeindruckt. Sie spielen draußen auf der Gasse, das Wetter ist schön, Frühling, und Ruth fühlt sich schon groß. Drei Jahre alt!

Einen roten Zuckerhasen hat sie bekommen, von der Karlinen-Tante. Zuckerhasen sind süß, aber Ruth mag sie trotzdem nicht.

„Komm rein jetzt, wir gehen zum Kaffee zur Tante!“

Die anderen Borscht verdrücken sich. Bei ihnen gibt es zuhause auch Kaffee, jetzt, zur Feier von Ostern.

Bei der Tante ist es langweilig. Die haben keine richtigen Kinder, Helene ist schon 17, und der Hermann ist fast 20. Die Erwachsenen sitzen dann in der Stube, die Männer rauchen, Onkel August, Onkel Karl, und Kaffee bekommt die Ruth ja auch noch nicht.

Bloß der Hefezopf von der Tante ist gut. Große weiche Stücke schneidet sie ab, schmiert noch Butter drauf.

Ruth ist gern bei der Tante, nur nicht am Sonntag. Die Mutter bringt sie oft hin, es ist nicht weit durchs Dorf, und Ruth hilft der Tante in der Küche und manchmal auf dem Acker. Die Tante hat auch eine Kuh, und Schweine, zwei Stück, und Stallhasen. Das ist nichts Besonderes in Flein, aber für Ruth schon, sie haben nämlich keine Tiere.

„Dazu hab ich nicht auch noch Zeit“, sagt Frida, als Ruth fragt, ob sie ein Haustier bekommt, schließlich hat sie Geburtstag.

Frida arbeitet oft als Zugehfrau in einigen Bauernhäusern; in einem Zimmer in ihrem Haus wohnt die Hausfrau, so werden die Untermieter genannt in Flein, eine alleinstehende Witwe, die froh ist, eine günstige Wohngelegenheit zu haben.

„Wie soll ich bloß das Darlehen abbezahlen“, diese Frage stellt sich Frida jeden Tag. „Essen müssen wir ja auch noch!“



Ruth Kühner und ihre Fleiner Spielgefährten; um 1928.

Ruth steht ganz rechts, mit der großen Schleife im Haar; sie könnte gut drei Jahre sein auf diesem Foto. Die Kinder sind ordentlich angezogen, auch die anderen Mädchen haben Schleifen im Haar, der Bub eine gute Lederhose mit weißem Hemd.

Der Ostersonntag fiel 1928 auf Ruths Geburtstag am 8. April.

Gespielt haben die Kinder aus der Nachbarschaft sicher auf der Straße und in den angrenzenden Gärten. An der Straße entlang des ehemaligen Dorfgrabens standen nur auf einer Seite und auch dort erst vereinzelt einige Häuser.

Mittwoch, 16. Mai 1928 Karl fehlt noch immer

„Frida! Bleib gschwind stehen!“

Frida zögert. Sie wollte schnell am Bauplatz für die Turnhalle des Arbeitersportvereins vorbeigehen. Die Männer werkeln auf dem Gerüst, und Frida sehnt sich so sehr, dass ihr Karl noch dabei sein könnte.

Eberhard lässt nicht locker. Der wuchtig gebaute Zimmermann, trinkfest und wegen seines großen Schnurrbarts „Bewwer“ genannt im Dorf, kommt auf Frida zu.

„Frida, ich weiß, was es für dich heißt, das alles. Ist zwar schon eine Weile her, aber ...“

Verschwitz steht er vor ihr. Sie kennen sich nicht sehr gut, nur dass ihr Karl als Turnwart und er als Vorsitzender des Arbeiterturnvereins viel zusammengehockt sind.

„Uns fehlt er doch auch. Nicht bloß, weil er schaffen konnte.“

Der dicke Mann hält seine Mütze in den Händen. „Grad jetzt, wo die Zeit so hart ist. Gibt nicht viele. Du weißt doch auch, die Nazis, auch bei uns...“

„Danke, Herr Müller –“, Frida stockt und spricht nicht gleich weiter.

Was soll ich denn jetzt auch sagen, denkt sie, das nützt mir doch alles nichts. Und das mit den Nazis ist mir wurscht, der Müller ist halt bei den Sozis, mein Karl wird nicht mehr lebendig davon.

„Komm, Ruthle“, Frida nimmt die Kleine an der Hand. Sie hatte sich auf einen Sandhaufen gesetzt und mit ein paar Holzstückchen gespielt.

„Ade, Frida!“

Eberhard ist auch froh, dass er nicht weiter reden muss. Die arme Frau, denkt er, ganz allein mit dem Mädle, und das Haus ist noch nicht abbezahlt!



Der Bautrupp des Arbeiterturnvereins Flein beim Bau der Turnhalle; 1928.

Eberhard Müller, hier mit der Säge im Mittelpunkt stehend, der Vorsitzende des Arbeiterturnvereins, ist der Bruder meiner Großmutter Helene Wanner, geborene Müller.

Unter seiner Leitung nahm der Verein das Projekt in Angriff, eine Turnhalle zu bauen. Die Gemeinde gewährte ein Darlehen und der Verein verpflichtete sich, die neue Halle anderen Vereinen und der Schule zur Mitbenutzung zu überlassen. Der Arbeiterturnverein Flein wurde 1933 aufgelöst oder vielmehr „gleichgeschaltet“. Er nannte sich nun Turn- und Sportverein, Hauptlehrer Rudolf Gundel – „welchem die örtliche Parteileitung als Sachbearbeiter des Amts für Sportwerbung“ übertragen ist – leitete den Verein. Gundel erhielt 1935 den Auftrag, „sofort ein Inventarverzeichnis aufzustellen“.

Die Hitlerjugend und der neue Verein durften die Turnhalle kostenlos benutzen, die Gemeinde stellte einen „Turnhallenaufwärter“ ein, der alles putzen und auch die HJ-Räume sauber halten musste.

Allerdings hatten diese Regelungen nicht sehr lange Bestand – die Halle des Arbeiterturnvereins diente schon mit Kriegsbeginn 1939 als Kriegsgefangenenlager. Nach dem Krieg war sie vorübergehend Unterkunft für polnische DPs, ehemalige Zwangsarbeiter, die von der amerikanischen Besatzungsmacht als „Displaced Persons“ bezeichnet wurden.

Pfingstsonntag, 27. Mai 1928

Siegfried darf mit dem Papa zum Daimlerturm

„Der Siegfried, der wird auch einmal Ingenieur, gell Siegfried? So haben wir es doch besprochen!“ Hermann blickt zufrieden auf seinen Sohn.

Berta nickt und deckt den Kaffeetisch weiter.

„Papa, was macht ein Ingenieur eigentlich? Was machst du, Papa?“

„Ich nehm dich nächste Woche mit in die Firma, da ist Direktor Schlichte im Urlaub, dann zeig ich dir alles. Und wenn du in der Schule gut aufpasst, dann lernst du das auch alles!“

„Dann werde ich also auch Inschnör, wie du! Bist du auch Erfinder?“

„Ja, ich bin auch Erfinder.“

„Und was hast du erfunden?“

„Ach, ich habe die Idee zu einem Motorgetriebe, das stufenlos geregelt werden kann, also wie beim Elektromotor, ohne Gänge wie beim Auto, wenn mir das gelingt, aber das wird noch dauern!“

„Ihr zwei gehnd jetzt noch ein bissle raus, bis Paul und Gottfried zum Kaffee kommen! Der Bub muss mehr an die frische Luft, Herr Ingenieur!“

„Komm, mir fahrn mit dem Auto!“, lockt Hermann den kleinen Stubenhocker. Der hat sowieso keine Lust auf Onkel Paul, den jüngsten Bruder seines Vaters. Der redet irgendwie geheimnisvoll daher und streitet sich mit Gottfried, dem anderen Bruder seines Vaters.

„Zum Daimlerturm! Und auf den Rotenberg!“, Siegfried freut sich schon auf die Geschichten, die sein Vater erzählen wird. Und der wollte sowieso schon lange einmal wieder zum Gartenhaus, in dem Daimler und Maybach den schnelllaufenden Motor entwickelt haben. „Eine Glanzleistung der Ingenieurskunst!“, sagt Hermann jetzt.

Berta und Siegfried wissen nicht, ob er den Turm oder das Automobil meint.



Siegfried Wanner im Alter von etwa fünf Jahren; um 1928.

Hermann Wanner war ein Bruder meines Großvaters Karl Wanner, zehn Jahre jünger als dieser. Er wurde ebenfalls noch im Schloss Steinbach geboren und machte nach dem Ersten Weltkrieg als Ingenieur Karriere.

Nach verschiedenen Ausbildungsstationen war er seit 1919 technischer Angestellter der Maschinenfabrik Esslingen, in der Elektrotechnischen Abteilung in Bad Cannstatt. Dort lebte die Familie in einem 1921 erbauten Reihenhaushaus beim Steigfriedhof.

1931 wechselte Hermann Wanner als Oberingenieur zum Himmelwerk in Tübingen, wo er an der Entwicklung eines stufenlosen Motorgetriebes arbeitete. Das Patent dafür wurde 1950 unter seinem Namen vom Himmelwerk eingereicht und 1952 eingetragen.

Das ehemalige Gartenhaus im Garten der Daimler-Villa, in dem Gottlieb Daimler und Wilhelm Maybach die Grundlage für den Motorenbau legten, war zum Zeitpunkt des Gesprächs allerdings noch nicht öffentlich zugänglich, während der Daimlerturm seit 1894 im Cannstatter Kurpark stand.

Montag, 8. Juli 1929

Klara beschwichtigt Mutters Sorgen

„Mutter, jetzt wird alles gut. Ich bin jetzt selber Mutter, jetzt wird sicher alles gut!“

Klara begleitet Mathilde zum Bahnhof, sie gehen den knappen Kilometer zu Fuß.

„Liebes, du musst besser auf dich achten! Nimm jeden Tag die Tropfen, ich habe sie vom Meister, sie stärken die Nerven. Emmy nimmt sie auch. Und achte auf deine Atmung, du weißt, und auf deine Verdauung.“

„Das sagtest du bereits, Mutter,“ antwortet Klara gestelzt. Mathilde lässt sich davon nicht abbringen:

„Du weißt, ich war gerade erst bei den Meister-Vorträgen in Leipzig, und der Meister hat wieder betont, dass wir der Natur vertrauen müssen. ‚Wenn die Natur anfängt zu wirken, kommt Heilung.‘ Das hat er wortwörtlich gesagt. Dann kannst auch du wieder gesund werden.“

„Ich bin doch gar nicht krank, nur erschöpft und angestrengt.“

„Mein Gott, du stellst dich aber auch an. Elf Kinder habe ich zur Welt gebracht!“

„Das waren doch ganz andere Zeiten, da gab es noch König und Kaiser! Keinen Strom und kein Telefon!“

„Klara, nimm doch auch mal Ratschläge an, sei nicht so überspannt!“

Schweigend gehen sie weiter und überqueren den Neckar.

„Und musste das sein, mit dem Austritt aus der Kirche? Sind das die modernen Zeiten?“

„Ich weiß auch nicht“, sagt Klara, „Karl wollte es. Und die Lehre des Meisters passt doch auch nicht zur Kirche.“

„Der Meister steht doch in der Tradition von Jesus Christus. Aber ihr müsst das selber wissen. Zum Glück habt ihr die Kleine taufen lassen.“

„Und wir haben sie Christa genannt!“



Klara Holwein und ihre Mutter Mathilde Wanner in Heilbronn; um 1929.

„Mutter u. Klara in Heilbronn auf dem Weg zum Bahnhof“ – so ist das Foto aus dem Besitz der Familie von Klara Holwein geborene Wanner auf der Rückseite beschriftet. Aufgenommen wurde es in der Heilbronner Kaiserstraße, auf der Höhe der Kilianskirche, im Hintergrund die Straßenbahn, die gerade vom Kiliansplatz aus in die Kaiserstraße abbiegt.

Im Oktober 1928 war die Tochter von Karl und Klara Holwein geboren worden. Das Ehepaar Holwein wohnt seit etwa dieser Zeit im Haus Allee 9 und betreibt dort eine Filiale ihres Reformhauses in der Turmstraße. Klara hilft im Laden mit und gibt Kurse für vegetarisches Kochen – die vegetarische Ernährung ist ein zentraler Bestandteil der Masdasnan-Lehre, der das Ehepaar Holwein-Wanner anhängt. Etliche Prominente der Weimarer Republik waren ebenfalls Anhänger dieser Lehre, etwa Johannes Itten, einer der Wegbereiter des Bauhaus, oder der Jurist Heinrich Schönfelder.

Mathilde hat ein Notizbuch hinterlassen, in das sie einige „Rezepte der Meister-vorträge in Leipzig 1929“ eingetragen hat.

Donnerstag, 23. Januar 1930

Frida erfährt vom Tod ihrer Schwester

„Karline, grad war der Pfarrer Eitle bei mir. Hast du's auch schon gehört?“ Frida steht außer Atem vor ihrer Schwester Karoline. Sie ist ihr erster Gedanke, wenn etwas passiert ist.

„Ist etwas mit dem Ruthle? Sag doch!“

„Ruthle ist im Kinderschule. Aber gestern ist Luise gestorben! Der Schultes hat's mir grad ausrichten lassen, sie haben von Stuttgart aus mit dem Rathaus telefoniert!“

„Unsere arme Schwester, sag bloß, hoffentlich hat sie nicht zu arg leiden müssen. Aber man hat's doch kommen sehen!“, sagt Karoline. Und fügt schnell an: „Jetzt ist der Gottlob Witwer, grad so wie du. Und Alwine ist Halbweise.“

„Wie meinst des?“, Frida erschrickt. Eigentlich war ihr der Gedanke auch schon gekommen, aber ist das richtig? Würde das passen? Gottlob ist so ein sittenstrenger Mann!

Andererseits: Er ist Postbeamter, hat eine feste Stelle in Stuttgart, Alwine ist jetzt – Frida muss im Kopf nachrechnen – Alwine ist 1909 geboren, dann wird sie dieses Jahr 21.

„Alwine ist doch schon erwachsen!“, sagt Frida und will das Thema beenden.

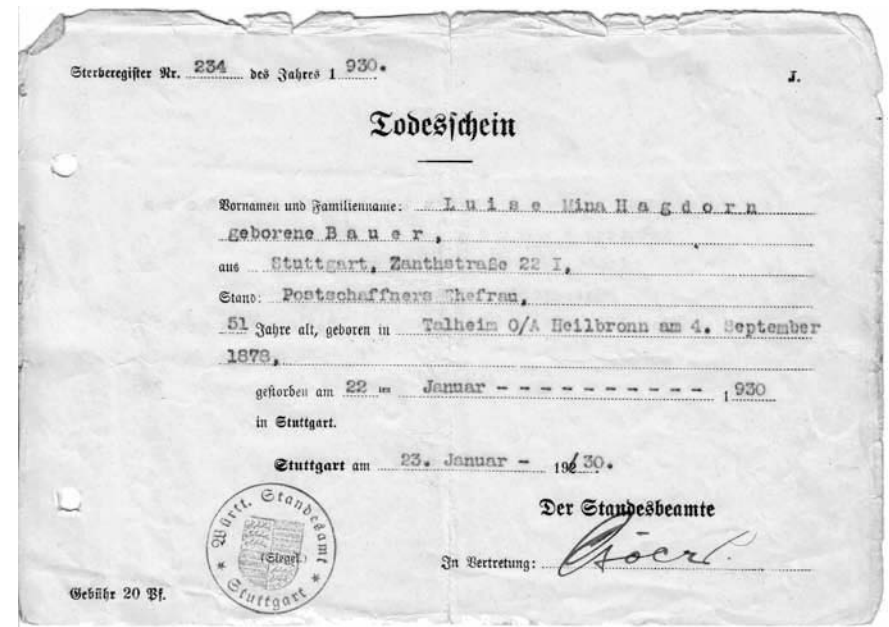
So leicht lässt sich ihre Schwester nicht von der Idee abbringen:

„Denk doch, du wärst mit einem Schlag deine Sorgen los! Du ziehst mit dem Ruthle nach Stuttgart, da kann sie nächstes Jahr in die Schule gehn, und das Fleiner Haus kannst du vermieten und so die Schulden abzahlen!“

„Ich weiß net, und auch so schnell, Luise ist noch nicht mal unter der Erde!“

„Lass mich machen. Die Familie muss zusammenhalten, und der Hagdorn kann sich wahrscheinlich nicht einmal ein Spiegelei machen. Der braucht doch eine Versorgung.“

Und Alwine hat einen Verlobten, denkt Frida, das hat sie mir neulich heimlich verraten, der Vater darf noch nichts davon wissen, ein Fußballspieler. Aus dem Elsass, ein halber Franzose. Vielleicht braucht sie meine Hilfe, und mir nützt es auch.



Todesschein für Luise Mina Hagdorn, die Schwester von Frida; 22. Januar 1930.

Meine Mutter hat nie erzählt, wer auf den Gedanken gekommen ist, Schwager und Schwägerin nach dem Tod ihrer Ehepartner zu verkuppeln. Immerhin war mein Großvater Karl Kühner schon drei Jahre tot, als Fridas Schwester Luise Hagdorn geborene Bauer starb.

Gottlob Christian Hagdorn, der Witwer von Fridas Schwester, wurde 1880 in Hirschlanden geboren, heute ein Stadtteil von Ditzingen im Landkreis Ludwigsburg, früher zum Oberamt Leonberg gehörig. Gottlob Hagdorn war stark durch den Pietismus geprägt, der gerade in dieser Gegend Württembergs – etwa in der benachbarten Korntaler Brüdergemeinde – auch in Form von Bibelstunden im privaten Umfeld Verbreitung fand. Man bezeichnete deshalb diese sehr frommen Gläubigen als „Stundenleute“. Auch meine Mutter benutzte diesen Ausdruck für ihren Stiefvater.

Sonntag, 9. November 1930

Frida lacht

„Dass ich noch einmal so lachen kann! Obwohl mir oft zum Weinen ist. Seit mein Mann verunglückt ist. Trotzdem: Lachen tut mir gut. Und meine Geschwister tun mir gut, sie stützen mich.

Ob mir mein Schwager, nein: Mein Ehemann gut tun wird? Sicher, er sorgt mit seinem Beamtengehalt bei der Post, er ist Postschaffner, für unser Auskommen, dass das Ruthle und ich nicht hungern müssen. Und das ist viel in dieser harten Zeit!

Aber dafür müssen wir auch nach Stuttgart umziehen zu ihm, in die Zahntstraße, in die Wohnung im 1. Stock, in der er und Alwine und meine Schwester Luise gewohnt haben. Luise ist im Januar an Krebs gestorben, Alwine ist gerade 21 geworden, die kommt nicht gut aus mit ihrem Vater. Sekretärin ist sie, eine moderne Frau, wie sie halt sind in der Stadt, und sie hat einen Freund, der ist jünger als sie. Deshalb braucht der Gottlob eine Hausfrau, und damit es kein Gerede gibt, heiraten wir eben. Obwohl ich so meine kleine Witwenrente verliere!

Aber wir können das Haus in Flein abbezahlen, das gehört mir, hier können wir später wohnen, wenn wir alt sind. Das Haus am Dorfgraben – das ist noch nicht einmal ein richtiger Weg. Fast alle Nachbarn sind Bauern, haben höchstens ein paar Wengert, reich ist hier keiner.

Meine Schwester Karoline, links neben mir, wir sagen eigentlich immer Karline-Tante, lebt mit ihrem Mann auch in Flein. Sie haben einen Sohn und eine Tochter und betreiben eine kleine Landwirtschaft. Ihr Mann August schafft auch auf dem Bau, aber wer baut heute schon!

Hoffentlich bringt das kein Unglück, dass wir heute schon vorfeiern in Flein. Richtig heiraten tun wir erst übernächste Woche, in Stuttgart, auf dem Standesamt. Aber so kann die Fleiner und Talheimer Verwandtschaft dabei sein.“



Hochzeitsfeier in Flein; 9. November 1930.

Die Braut mit ihren Geschwistern: Frida Bauer, verwitwete Kühner und bald verheiratete Hagdorn steht ganz rechts und lacht lauthals. Neben ihr ihre älteste Schwester Karoline, genannt Karline-Tante, ganz links die jüngste Schwester, genannt Tantelein. Hinten steht Bruder Karl. Im Hintergrund die Schulstraße, angelegt auf dem ehemaligen Dorfgraben.

Die vier Geschwister stammen aus Talheim, dem Nachbarort von Flein. Karoline ist ebenfalls in Flein verheiratet; ihr Mann August Hoffmann ist Bauarbeiter und Landwirt, hat auch einige Wengert.

Tantelein, die Jüngste der Bauer-Schwestern, heiratet später einen Schneider aus Obermarchtal an der Donau. Sie bleiben kinderlos. Bruder Karl Bauer, von Beruf Schreiner, lebt in Heilbronn. Er stirbt am 10. September 1944 bei einem Luftangriff auf die Stadt.

Das Hochzeitsfest in Flein und die standesamtliche Trauung in Stuttgart waren tatsächlich zeitlich getrennt: Die Fotos der Feier in Flein sind auf den 9. November 1930 datiert, die Heiratsurkunde auf den 20. November.

Sonntag, 9. November 1930

Ruth ist fröhlich beim Hochzeitsfest

„Es ist wie Geburtstag heute. Alle sind da, und alle sind froh: Wir feiern dass meine Mama heiratet. Sie sagen, ihren Schwager heiratet sie, also meinen Onkel. Ihre Schwester ist gestorben, im Januar, meine Tante, ich habe sie noch gar nicht gekannt. Ich habe ja so viele Tanten, und eine heißt sogar Tantelein, das ist ein lustiger Name.

Mein Papa ist auch gestorben, er ist verunglückt, er ist eine Treppe runtergefallen, im Wirtshaus, in Flein, manche sagen, weil er Wein getrunken hatte. Ich weiß das nicht, ich höre nur was sie erzählen, auf der Gasse, die Nachbarn am Dorfgraben. Am zweiten Weihnachtsfeiertag! Ich war noch ein richtiges Kleinkind, noch keine zwei Jahre alt. Ich erinnere mich nicht an meinen Papa. Auf den Fotos sieht er nett aus.

Aber jetzt sind alle wieder froh, meine Mama, Tantelein, Helene, Alwine, sie wird jetzt meine Schwester! Obwohl sie viel älter ist als ich, 16 Jahre. Jetzt ist sie schon 21, und sie hat einen Freund, sagen sie, einen halben Franzosen, aus dem Elsass. Einen Fußballspieler!

Sie wohnen in Stuttgart, das ist eine große Stadt, größer als Flein. Das ist ein Dorf, da wohnen wir. Stuttgart ist auch größer als Heilbronn, dort war ich schon manchmal.

Wir ziehen jetzt auch nach Stuttgart. Der Mann, den meine Mama heiratet, er ist ja mein Onkel, hat dort eine Wohnung und eine Stelle bei der Post. Und wenn ich nächstes Jahr in die Schule komme, dann ist die auch in Stuttgart, und sie ist viel besser und größer und moderner als die Schule hier in Flein.

Ob ich dann Papa zu Onkel Gottlob sagen soll? Ich weiß nicht. Er ist so streng. Er lacht nie, und er macht keine Späße mit mir. Nicht so wie Bruno, aber der ist ja auch kein Erwachsener, kein richtiger Erwachsener, ein frecher Bursche, sagt Mama. Er ist noch nicht ganz 19, erwachsen ist man erst mit 21. Schade, dass Bruno heute nicht dabei sein durfte! Ich hoffe sehr, dass er und Alwine bald heiraten.“



Hochzeitsfeier in Flein; 9. November 1930.

Die Frauen in der ersten Reihe: Bei der Hochzeit von Frida und Gottlob steht die Braut in der Mitte, links neben ihr die neue Stieftochter Alwine, rechts ihre Nichte Helene, daneben ihre kleine Schwester, genannt „Tantelein“. Von der Mutter mit beiden Händen gebündelt die fröhliche Ruth.

Die Heirat und der Umzug nach Stuttgart waren einschneidende Ereignisse im Leben von Ruth Wanner, geborene Kühner. Zwar war sie in den Ferien auch weiterhin meist in Flein bei der Schwester ihrer Mutter, aber das Leben in Stuttgart unterschied sich doch sehr vom Dorf.

Ruths Stiefschwester Alwine arbeitete als Sekretärin, und ihr Freund, der Konditor und Fußballspieler Bruno Dossmann, war ein abenteuerlustiger Mensch, der zu diesem Zeitpunkt noch bei den Stuttgarter Kickers spielte, sich aber bald von Racing Strasbourg abwerben ließ – sein Vater war gebürtiger Elsässer, und auch ihn zog es dorthin.

In der hinteren Reihe steht links Fridas Schwester Karoline, neben ihr der Bauerbruder Karl und hinter Frida Karolines Mann August Hoffmann.

Gottlob Hagdorn, Fridas zukünftiger Ehemann, ist nicht auf dem Foto.

Samstag, 29. November 1930

Frida muss zur Hochzeit ihres Neffen

„Schon wieder eine Hochzeit, aber eine richtige, nicht so hälinge wie meine vor einer Woche! Ich hätte ja einige Ausreden gehabt, aber der Hermann ist so ein netter Dinger, und seine Frida gehört auch schon zur Familie. Und eine richtige Hochzeitsfeier tut mir doch auch gut, mit so vielen Bekannten und Verwandten.

Wir waren vorletzte Woche am Donnerstag nur in Stuttgart auf dem Standesamt, der Herr Pahl hat uns getraut, das war so ganz anders als mit meinem Karl, damals, ist erst zehn Jahre her und kommt mir vor wie eine Ewigkeit.

Hoffentlich haben die beiden in Flein mehr Glück in ihrer Ehe. Auf dem Standesamt waren sie schon am Donnerstag, unser Dorfschultes Beißwänger hat sie getraut.

Nach dem Mittagessen gehe ich, ich hole Ruth bei meiner Schwester ab, dann können die zum Kaffee auch noch herkommen. Ich wollte nicht, dass Ruth zu arg durcheinander kommt mit den ganzen Hochzeiten.

Ein bisschen ist das auch eine Abschiedsfeier. Nächste Woche ziehen Ruth und ich nach Stuttgart, in ein großes Mietshaus, gleich beim Nordbahnhof, Zanthstraße 22. Die Miete ist sehr günstig, das Haus gehört der Landesbaugenossenschaft der württembergischen Verkehrsbetriebe. Sieben Familien wohnen in dem Haus! Die Männer sind fast alle bei der Post, wie der Gottlob.

Das ist ein großer Wohnblock, sieben Häuser, das wird eine große Umstellung für uns, für das Ruthle und mich. Kein Gärtle mehr, nur zwei Schlafzimmer und die Wohnstube und die Küche. Und der ganze Verkehr, Autos und die Eisenbahnzüge am Nordbahnhof, von einem Fenster gucken wir rüber auf die Schienen, die kommen aus dem Tunnel nach Feuerbach, sieht aus wie zehn nebeneinander.

Wir müssen halt bisschen abwarten. Wir können ja im Rosensteinpark spazieren gehen, da müssen wir nur über die Ludwigsburger Straße. Das lernt das Ruthle schnell.“



Hochzeitsgesellschaft in Flein; 29. November 1930.

Eine Woche nach der standesamtlichen Trauung von Frida und Gottlob Hagdorn am 20. November 1930 in Stuttgart (an einem Donnerstag) findet sich Frida auf diesem Hochzeitsfoto – eine Hochzeit in Flein am 29. November 1930. Frida Hagdorn, verwitwete Kühner und geborene Bauer, steht in der hinteren Reihe, als vierte von links, neben ihrem Bruder Karl Bauer.

Hermann war ein Sohn von Lina Kühner, verheiratete Wolf, eine fünf Jahre ältere Schwester von Karl Kühner. Hermann war Maurer. Die Hochzeitsfeier fand in der Weinstube und Restauration Kleindienst in der Erlachstr. 9 in Flein statt. Hermanns Braut war Frida Kleindienst, beide stehen in der Mitte, Frida Kleindienst traditionell in schwarz. Weiße Brautkleider setzen sich auf dem Dorferst langsam durch.

Im Heiratsbuch des Fleiner Standesamts sind am 27. November 1930 zwei Trauungen verzeichnet; außer Frida Kleindienst und Hermann Wolf haben an diesem Tag auch der Landwirt Otto Trölsch und Klara Stähle geheiratet. Trauzeugen bei der Hochzeit von Hermann Wolf und Frida Kleindienst waren der Fleiner Gemeinderat Heinrich Steinacker (vermutlich der Mann von Karl Kühners Schwester Luise) und Richard Kleindienst.

Ruth fehlt unter den vielen Kindern auf dem Foto.

Montag, 30. März 1931

Helene und Frieder besuchen Dorle im Wohlwert

„Komm, Frieder, wir gehen heut' in die Stadt. Ich muss ein paar Sachen besorgen!“

Frieder freut sich. „Gehn wir dann auch zum Dorle?“

„Wir können ja sehen, was sie dort haben. Am Sonntag ist Ostern, und du brauchst auch noch ein paar Sachen für die Schule.“

Frieder ist begeistert. In dem neuen Kaufhaus in der Sülmerstraße gibt es viel zu sehen, und man kann sich alles direkt anschauen. Seine Cousine Dora Tränkle mag er besonders gern, sie steht gleich im Eingangsbereich hinter einer Theke und verkauft Zigaretten und Zigarren. Sie ist immer schick angezogen und benutzt sogar Lippenstift!

„Fahrn wir mit dem Bus? Bitte!“

Helene schüttelt den Kopf. „Das geht doch nicht, der fährt doch bloß morgens in aller Frühe. Laufen tut dir doch gut, und mir auch! Ich bin früher jeden Tag nach der Schule in die Stadt gelaufen, und hab' deinem Großvater sein Mittagessen gebracht auf den Zimmerplatz!“

„Aber...“

„Nichts aber, dein Bruder geht aufs Gymnasium, er marschiert auch jeden Tag nach Heilbronn.“

„Aber der ist doch schon viel größer!“

Helene packt ihre Sachen zusammen, Stoffmuster für die Knöpfe, die sie besorgen will, den Einkaufszettel. Dann zieht sie den leichten Frühjahrmantel an und setzt ihren Stadthut auf.

„Komm, Friederle, sag im Laden noch ade zum Vater, dann gehen wir!“

„Wo geht ihr hin? In die Stadt, zum Wohlwert?“ Karl ist skeptisch.

„Die haben doch so viel Ramsch! Was hab' ich neulich gehört? Die Sülmerstraße wär die sauberste Straße in der Stadt, weil Wohlwert den ganzen Dreck verkauft?“

„Aber s'Dorle schafft doch dort, wir wollen sie besuchen!“, wendet Helene ein.

Karl brummt undeutlich vor sich hin und geht zurück in den Laden.



Kaufhaus Wohlwert in der Heilbronner Sülmerstraße; um 1931.

Das sogenannte „Einheitspreisgeschäft Wohlwert“ in Heilbronn war im Oktober 1930 als Filiale der Wohlwert-Handelsgesellschaft Leipzig eröffnet worden. Vorher war dort das Kaufhaus der Familie von Marchtaler, das seit dem 19. Jahrhundert bestand.

Wohlwert galt als jüdisches Geschäft und geriet früh ins Visier der Nationalsozialisten, die schon 1930 einen Skandal provozierten, als ein junger Nazi ein „braunes Hitler-Hemd“ kaufen wollte. Nach der Machtübernahme folgten weitere Angriffe auf das Kaufhaus. Es wurde 1936 zunächst von einem jüdischen Kaufmann aus Baden-Baden übernommen und zwei Jahre später „arisiert“.

Dora Tränkle, die Tochter von Helenes ältester Schwester Wilhelmine, hörte spätestens nach ihrer Hochzeit 1934 auf, bei Wohlwert zu arbeiten – ihr Mann Willi Wolpert war bei der SA.

Sonntag, 17. Mai 1931

Klara bekommt in Kennenburg Besuch

„Karl! Dass du mich besuchst!“ Klara ist begeistert und umarmt ihren Bruder.

„Was ist passiert mit dir? Wieso haben sie dich hierhergebracht?“ Klara antwortet mit einer Gegenfrage: „Was ist mit Christa? Ich vermisse sie so!“

„Christa ist bei Hermann und Berta, in Cannstatt, da geht es ihr gut. Und sobald du wieder gesund bist ...“

„Aber ich bin doch nicht krank. Was habt ihr denn alle! Mein Mann, der sagt auch, dass ich krank bin, auf einmal! Ja, vielleicht bissle nervös, und oft erschöpft, aber sonst ...“

Karl ist aufgestanden und an das Fenster des Besuchsraums getreten. „Eine schöne Aussicht hast du, übers ganze Neckartal! Fast bis nach Plochingen, meint man, weißt du noch?“

„Wie geht’s denn der Mutter? Wo ist sie jetzt?“

„Mutter ist zur Zeit in Stuttgart. Hat sie dich noch nicht besucht?“

Klara schweigt und sagt dann: „Mich besucht ja keiner!“

„Das stimmt doch net, ich bin doch da! Und ich hab dir dein Masdasnan-Amulett mitgebracht. Dass es dich schützt.“

„Das ist gut. Schutz vor der Strahlung, vor den bösen Strahlen, sie sind hier überall!“

„Welche Strahlen?“ Karl ist ungeduldig. Er kann mit so etwas nichts anfangen.

„Sie kommen aus der Wand! Wie die Stimmen! Karl, die Stimmen! Ich muss nach Hause, zu Christa, ich muss sie beschützen vor den Stimmen, sie flüstern.“

„Beruhig dich doch, Klara. Ganz ruhig. Ich hör keine Stimmen, aus der Wand, da sind keine.“

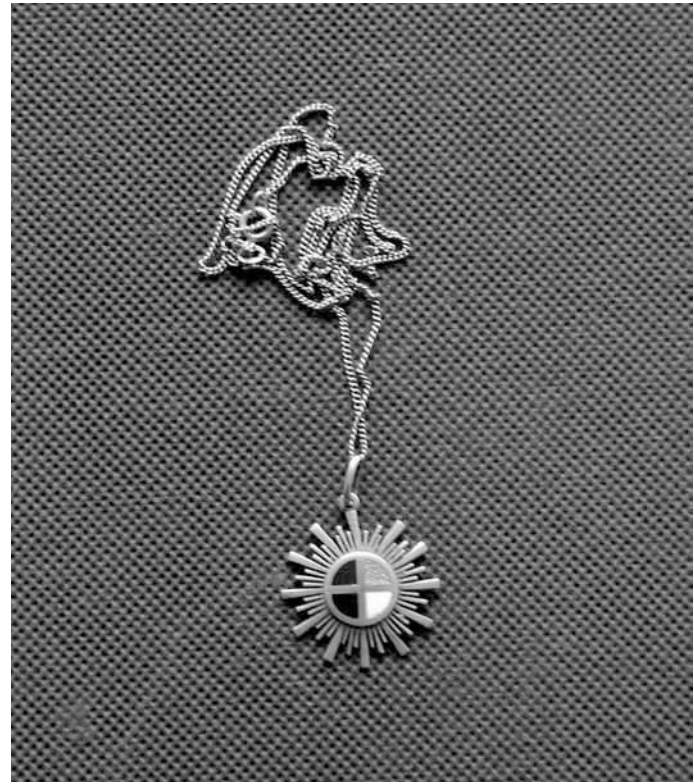
Klara sitzt stumm da, in sich zusammengesunken.

„Ich geh jetzt, Klara, ich muss auf den Zug. Soll ich dir beim nächsten Mal etwas mitbringen? Bissle Obst oder so?“

Klara antwortet nicht, sie sitzt einfach stumm da.

Karl ist hilflos, was soll ich tun, was soll ich sagen, denkt er.

Ein Pfleger kommt ins Besuchszimmer und begleitet ihn hinaus.



Anhänger mit dem Zeichen der Masdasnan-Bewegung aus dem Nachlass von Klara Holwein.

Ab 3. Dezember 1930 war Klara Holwein zum ersten Mal in einer psychiatrischen Heilanstalt, und zwar in Kennenburg, eine 1840 gegründete „Heilanstalt für Gemüts- und Nervenranke der gebildeten Stände“, gelegen in einem heutigen Stadtteil von Esslingen am Neckar.

Über die Zeit in Kennenburg berichtet ein Gutachten, das 1936 in der Heilanstalt Weinsberg entstand: „Dort erschien sie zunächst besonnen, geordnet, aber vorwiegend deprimiert. Sie stand damals angeblich in dauernder Verbindung mit Freunden, von denen sie Hilfe erwartete, hörte vielerlei Stimmen, hatte jedoch keinerlei Krankheitseinsicht u. glaubte vielmehr fest an die Realität der von ihr geschilderten Erlebnisse.“

Nach ihrer Entlassung schon neun Tage später kam sie am 10. Mai 1931 erneut nach Kennenburg und von dort Anfang September 1931 in die Heilanstalt Weinsberg.

Samstag, 9. Januar 1932

August hat einen neuen Ladenmieter

„Habt ihr die Anzeige gesehen heute in der Neckar-Zeitung?“

August Müller ist bei Schwester und Schwager in Flein vorbeigekommen, um einige Nährarbeiten abzuholen.

„Der nimmt ja den Mund ganz schön voll mit seiner Anzeige, der Elsner. Ob das geht in Heilbronn?“ Karl ist skeptisch. „Aber eigentlich hat er recht, gerade jetzt, wo wenig gekauft wird, da muss man kräftig trommeln.“

August schmunzelt: „Kräftig trommeln tut in der Stadt die SA. Fast jeden Tag marschieren sie vom braunen Haus zum Marktplatz, immer bei mir am Haus vorbei. Die sollen lieber was schaffen, die Kerle. Da sind üble Burschen dabei!“

„Stimmt, bei uns in Flein auch, obwohl sie sich nicht so recht trauen. Die kommen nicht dran!“

August stimmt zu: „Letzte Woche war ein Vortrag im Neckar-Hotel, einer von der NSDAP, da waren wohl bloß ein paar Hansele, dabei scheint es ein hohes Partei-Tier gewesen zu sein, der ist extra aus Darmstadt angereist. Mir ist ja egal, dass der Elsner Jude ist, aber wenn die Nazis doch ans Ruder kommen...“

„Glaub ich net, soweit kommt's nicht. Und es gibt ja auch fleißige und freundliche Juden,“ sagt Karl.

„Ich bin jedenfalls gespannt, ob dem Elsner sein Laden geht. Die Miete hat er für ein halbes Jahr im voraus bezahlt, das war mir lieber. Man weiß ja nie!“

Helene kommt dazu: „Neulich in der Stadt hab ich den Helmut Hildenbrand gesehen, der kam aus dem braunen Haus – ist der jetzt auch bei den Nazis?“

„Ja, und stellt euch vor, der Dinger wollte mir verbieten, den Laden an Elsner zu vermieten. Wisst ihr was der gesagt hat?“

Helene und Karl schütteln den Kopf.

„Er wird nicht mit einem rassistisch minderwertigen Juden im Haus wohnen. Kannst ja ausziehen, liegst doch sowieso deinen Eltern auf der Tasche, hab ich gesagt. Da hab' ich vielleicht einen Neffen! Und sein Bruder Eberhard ist grad so!“

Zeitungsanzeige in der Heilbronner Neckar-Zeitung; 1932.

Adolf Elsner gründete 1932 einen Modsalon im Haus Fleiner Str. 9. Er stammte aus Königsberg/Preußen, wo er 1876 als Aron Eliaschow geboren worden war. Seit etwa 1913 lebte und arbeitete er in Heilbronn, im Textilhaus der Gebrüder Landauer, für die er zeitweise auch in einer Filiale in Bamberg tätig war. Elsner heiratete 1921 die Heilbronnerin Eugenie König, genannt Jenny, Tochter eines Schreiners. Sie war 23 Jahre jünger als er.

Sonntag, 8. Mai 1932 Frieder ist gern im Garten

„Sonntags gehen wir oft in den Garten vom Onkel Karl. Der war früher Eisenbahner, jetzt ist er in der Botenhalle auf dem Wollhausplatz. Seine Familie hat eine Gärtnerei, da war ich auch schon mal, die ist in Sontheim, neben dem Garten vom Onkel Karl.

Wir laufen dann von Flein aus an der Wirtschaft ‚zur Sommerhöhe‘ vorbei zu dem Garten, da trifft sich die ganze Verwandtschaft, ein Haufen Leute. Später schicken sie mich oft noch einmal in die Sommerhöhe, zum Bier holen, ich kann schon so 6 oder 8 Flaschen schleppen! Ich krieg immer ein Zehnerle dafür!

Der Onkel Karl ist viel lustiger als mein Vater. Der sagt so freche Sachen wie ‚Gell, lasset mir ebbes da!‘ zu den Weibern, wenn sie aufs Klohäusle gehen! Er düngt damit den Garten.

Aber der Robert ist mir unheimlich, das ist der Bruder vom Onkel Karl, der kommt manchmal dazu und will auch Bier haben, obwohl er schon besoffen ist. Für den geh ich nicht zur Sommerhöhe, er gibt mir sowieso kein Zehnerle dafür. Der ist nämlich ziemlich arm, der schafft nichts, sagt mein Vater. Aber wie soll der auch schaffen, wenn der immer säuft!

Mutter sagt, das liegt am Krieg, der Robert war unter Beschuss irgendwie, halt durchgedreht. Mir tut er nichts, hoffentlich muss ich mal nicht in den Krieg.

Jetzt wohnt der Robert neben dem Garten, in der alten Gärtnerei von Hildenbrands, da hat er einen Holzverschlag. So möcht‘ ich net wohnen, da ist es bei uns daheim schon gemütlicher, im Winter. Aber jetzt ist ja Frühling. Dafür kann der Robert machen, was er will.

Das kann ich net. Immer soll ich helfen, und der Eberhard ist oft grob zu mir. Er ist halt der Ältere und bildet sich mords was ein darauf. Dafür bin ich flink und hau dann ab. Immer hat er seine Gymnasiastenmütze auf, der Eberhard. Affig!

Wenn ich wegrenn, dass er mich net kriegt, sagt die Mutter immer: ‚Übermut tut selten gut!‘ Bei jeder Gelegenheit. Aber Übermut tut doch trotzdem gut. Ich pass halt auf, dass ich nicht hinflieg.“



Karl und Helene Wanner mit ihren beiden Söhnen Eberhard und Frieder im Garten ihres Schwagers Karl Hildenbrand; um 1932.

Mein Vater Frieder Wanner hat gerne von der Zeit im Garten von Onkel Karl erzählt, und er hat zeitlebens gerne selbst im Garten gewirtschaftet.

Helenes Schwester Marie hatte den Eisenbahner Karl Hildenbrand im Mai 1910 geheiratet; der älteste Sohn Eberhard kam Ende September 1910 zur Welt, sein Bruder Helmut 1912. Ihre Schwester Emma wurde 1914 geboren.

Karl Hildenbrand war nach dem Ersten Weltkrieg bei der Stadt Heilbronn als Botenmeister in der Botenhalle im Wollhaus angestellt.

Samstag, 1. April 1933

August fühlt mit seinem Ladenmieter

„Herr Elsner, gut dass ich Sie treffe!“

„Herr Müller, das tut mir so leid.“, Adolf Elsner ist sichtlich bewegt. „Das ist doch eine Ungehörigkeit! Und dabei gehe ich noch nicht mal in die Synagoge!“

„Darüber wollte ich mit Ihnen sprechen. Nicht darüber, ob Sie in die Synagoge gehen, ich gehe selber kaum in die Kirche. Aber was sollen jetzt die Leute denken...“

„Wollen Sie mir kündigen?“ Elsner schaut seinen Vermieter bit-tend an. „Sie wissen doch, seit meiner Scheidung, ich brauche doch den Laden!“

August schüttelt den Kopf. „Nein, kündigen wollte ich Ihnen nicht. Sie sind jetzt über ein Jahr hier, zahlen pünktlich Miete. Nein, ich weiß auch nicht.“ August stockt. „Aber die Zeiten ändern sich! Sie wissen doch, dass meine beiden Neffen bei den Nazis sind, und ich selber. Politik ist eigentlich nicht meine Sache, aber ich bin bei meinem Geschäft doch auf Aufträge von der Stadt angewiesen!“

Der früher so selbstsichere Adolf Elsner druckst herum. „Herr Müller, ich will Ihnen keine Schwierigkeiten machen. Aber was sollen wir Geschäftsleute denn tun? Die sagen, wir seien Juden und seien Volksschädlinge! Ich bin ein ehrsamer deutscher Kaufmann, Sie wissen das, ich habe meinen Beruf ordentlich erlernt, in Bamberg, ich war mit einer deutschen Ehefrau verheiratet, damals hat niemand interessiert, dass ich jüdisch bin. Ich will doch nur mein ehrliches Gewerbe betreiben wie jeder andere Kaufmann auch!“

Vor lauter Erregung war Elsner etwas lauter geworden, und seine Stimme hallt durch das Treppenhaus.

„Beruhigen Sie sich, Herr Elsner. Das weiß ich ja, und das ist ja auch alles nur Propaganda! Das glaubt doch kein Mensch, was die im Tagblatt schreiben. Machen Sie sich keine Sorgen, von mir haben Sie nichts zu befürchten. Und Sie werden sehen, wenn sich die Aufregung wegen dieser Parolen gelegt hat, kaufen die Leute bei Ihnen wieder wie ehedem!“



Der Laden von Adolf Elsner am Tag des „Judenboykotts“; 1. April 1933.

Im Rahmen der ersten organisierten Ausschreitungen gegen jüdische Bürger – dem sogenannten „Judenboykott“ – wurden auch in Heilbronn etliche jüdische Ladenbesitzer stigmatisiert und bedroht. Dabei sticht der Fall von Adolf Elsner dadurch hervor, dass die NS-Zeitung am Morgen des Tages ihn in einem Hetzartikel unter der Überschrift „Jüdische Mimikry“ als besonders verabscheuungswürdiges Beispiel für das schädliche Wirken von Juden herausstellt.

„Die Wesensart dieses Herrn erkennen wir auch aus seinen Anzeigen: in Antiqua (lateinisch) gedruckt: die Hauptwörter klein: ein deutliches Anzeichen für östlich eingestellten Kulturbolschewismus“, heißt es da.

Auch die Bildunterschrift unter diesem Foto – es stammt aus dem sogenannten „Roten Album“, in dem ein Anhänger der NS-Bewegung den Siegeszug von 1933 dokumentierte – folgt der antisemitischen Propaganda: Adolf Elsner hatte seinen Geburtsnamen Aron Eliaschow eingedeutscht, als er sich dauerhaft in Heilbronn niederließ.

Seine Ehe war im Sommer 1932 geschieden worden.

Montag, 1. Mai 1933

Karl geht mit Eberhard aufs Rathaus

„Grüß Gott, Herr Bachmann!“

„Herr äh? Was wollt ihr heute so früh? Habt ihr endlich gemerkt, wie's jetzt läuft? Heute ist doch Festzug in Heilbronn, wir müssen auch gleich los, also was gibt's?“

Karl und sein Schwager Eberhard stehen etwas betreten vor dem Ortsgruppenleiter der NSDAP. Bachmann trägt Parteiuniform und sitzt hinter einem wuchtigen Schreibtisch. Er kommt von auswärts, aus Sontheim, und kennt die Fleiner noch nicht so gut.

„Ich bin der Zimmermann Müller, ich war bis vor vier Wochen stellvertretender Bürgermeister. Mein Schwager hier und ich wollen unsere Pflicht erfüllen und in die Partei eintreten.“

„Ich weiß, warum ihr da seid. Ihr habt Angst, dass ihr keine Aufträge mehr kriegt!“

Karl richtet sich auf und blitzt den Ortsgruppenleiter in der Parteiuniform an: „Herr Bachmann, das verbitte ich mir. Ich bin ein nationaler Mann und erfülle ebenfalls meine Pflicht! Wir unterstützen die große Sache unseres Führers!“

„Das werden wir sehen. Wir behalten euch im Auge, und wer nicht mitmacht, kommt auf den Heuberg. Hier sind Ihre Mitgliedsanträge. Bitte leserlich ausfüllen. Sie bekommen dann Post von der Partei.“

Und zu seinem Schreibgehilfen gewandt sagt er noch: „Schreib auf die Liste: Ein kleiner Kaufmann und ein arbeitsloser Zimmermann. In Klammern: Ein ehemaliger Sozialdemokrat. Der Führer wird sich freuen!“

Und zu Karl und Eberhard: „Und jetzt fahren die beiden Herren am besten nach Heilbronn, da können sie heute am Tag der nationalen Arbeit viel lernen über unser neues Deutschland! Vielleicht schaffen sie es noch zum Festzug auf die Theresienwiese!“

Draußen sagt Eberhard: „Das traut der sich nur, weil er nicht aus Flein ist. Aber dass mir Fleiner uns so von einem Sontheimer behandeln lassen, das ist doch eine Schande!“



Das Rathaus in Flein; 1920er Jahre.

Karl Wanner ist laut Akte im Staatsarchiv Ludwigsburg am 1. Mai 1933 in die NSDAP eingetreten; die NSDAP-Ortsgruppe Flein hatte schon zu dieser Zeit ihr Büro im Fleiner Rathaus. Die Partei trat damit auch auf dem Dorf quasi als staatliche Institution auf.

Allerdings ist nicht mehr nachzuvollziehen, ob die Datumsangaben den tatsächlichen Entwicklungen entsprechen – der Mietvertrag zwischen der Gemeinde Flein und der NSDAP datiert erst vom 24. Januar 1940, hat als Beginn des Mietverhältnisses jedoch den 1. April 1933.

Dieser Mietvertrag wurde am 31. Mai 1940 durch einen Vertrag zwischen der Gemeinde Flein und der NSDAP, „vertreten durch den Reichsschatzmeister, München, Braunes Haus, dieser vertreten durch Gauschatzmeister Vogt, Stuttgart“ ersetzt.

Sonntag, 18. Juni 1933 August ist betroffen

„Vielleicht war es doch ein Fehler, dem Juden den Laden zu geben. Und vor allem, was passiert jetzt damit? Ja, ich weiß, Martha hat ein Auge darauf geworfen, Müller-Moden, das würde ihr gefallen!“ August debattiert mit seinem Schwager Karl aus Flein. Beide sind sie jetzt in der Partei, aber das Schicksal von Elsner lässt sie nicht kalt.

„Aufgehängt hat er sich, in seiner Wohnung in der Goethestraße! Er hat ja auch noch immer darunter gelitten, dass ihm seine Frau durch ist, mit dem Zahnarzt aus Böckingen.“

Karl schüttelt den Kopf: „Das sind Zustände, kein Wunder, dass die Leute unglücklich werden dabei. Die moderne Zeit ist schuld. Gut, dass jetzt Ruhe und Ordnung einkehrt!“

Sie sitzen um den Kaffeetisch in der Fleiner Torstraße, Helene ist gerade in der Küche, um neuen Kaffee zu holen, und die beiden Buben sind nicht da – der Große unterwegs mit der HJ, Frieder beim Jungvolk auf dem Haigern.

Als Helene mit dem Tablett kommt, hat sich August eine Zigarre angezündet; er traut sich nicht das Gespräch fortzusetzen, Helene kann es nicht leiden, wenn es um Politik geht. Dabei wollte er noch sagen, dass das Unglück in diesem Fall wohl eher von dem Zahnarzt aus Böckingen kommt, der der jungen Frau Elsner als „alter Kämpfer“ mehr bieten konnte als der Jude aus Ostpreußen, der so viel älter war als sie.

„Wie geht's deiner Frau?“, Helene erkundigt sich nach der Schwägerin, weil es sich so gehört. Sonst kann sie nicht viel anfangen mit der Kaufmannstochter aus Heilbronn, die ihr großer Bruder geheiratet hat. Immerhin hat ihre Mitgift ausgereicht, um die Firma zu gründen und das große Haus in der Fleiner Straße zu kaufen.

August antwortet wortkarg. „Sie ist immer kränklich. Ihr kennt sie ja.“ Er zögert: „Irgendwie doch verwöhnt.“

Und bevor Helene weiterfragen kann: „Ja, es stimmt was ihr gehört habt, Charlotte hat in Amerika geheiratet, in New York, in der Umgebung dort, Fritz Brühl heißt der Bräutigam.“



Stolperstein für Adolf Elsner, geboren als Aron Eliaschow, vor dem früheren Standort des Hauses Fleiner Str. 9 in Heilbronn; 2015.

Der Freitod Elsners ist an verschiedenen Stellen dokumentiert, auch durch einen Nachfahren einer Pfliegerochter Elsners. Und er wird im Roman „Gast in der Heimat“ der Schriftstellerin Victoria Wolff literarisch verarbeitet. Sie wuchs in Heilbronn auf und musste als Jüdin 1933 emigrieren.

Wolff verdichtet das Geschehen auf den 1. April 1933: „Das Gedränge war nicht mehr so dicht wie in den Hauptstraßen, nur bei Elßmann, Damenkonfektion, waren die Läden heruntergelassen. Ein kleiner maschinengeschriebener Zettel hing an der Mitteltür. ‚Wegen Todesfall geschlossen.‘ Wir schnappten auf, was sich die Leute vor dem Haus erzählten. Die Frau sei gestern mit dem Kind auf und davon gegangen und habe den Mann im Stich gelassen. Die Frau, keine Jüdin, habe schon lange mit dem Elßmann schlecht gelebt. Man wisse auch, zu wem sie gegangen sei. Genau wisse man das, und Elßmann habe in der Nacht den Gashahn aufgedreht, er sei schon immer etwas verrückt gewesen.“

In Wirklichkeit wurde Adolf Elsner alias Aron Eliaschow am 18. Juni 1933 tot in seiner Wohnung in der Goethestraße aufgefunden. Der Stolperstein erinnert seit 2015 an sein Schicksal.

Donnerstag, 7. Dezember 1933 Frida vermisst Alwine und Bruno

„Alwine, kannscht mich hören?“

Frida spricht so laut in den Hörer, dass der Mann in der Nachbar-kabine an die Scheibe klopft. Sie ist extra ins Stuttgarter Hauptpostamt gegangen, um ihre Stieftochter anzurufen. In Frankreich! Aber die Telefonistin hat sie erkannt, hat Frau Postschaffner Hagdorn zu ihr gesagt und die Verbindung hergestellt.

„Schnell, gehen Sie in die Kabine 1!“ hat sie gesagt, und jetzt hat Frida tatsächlich Alwine am Telefon.

„Wie gehts euch?“

„Der Bruno hat schon zweimal spielen müssen, geht gut, er kann ja französisch, und auf der Straße schwätzen die Leute meistens deutsch!“ Alwine ist aufgeregt, dass ihre Stiefmutter sie anruft im Café. „Wir haben jetzt eine Konditorei, in der rue des Orphelins, in der Straße der Waisen.“

„Wieso Straße der Waisen, was heißt des?“

„Die heißt halt so, da war früher ein Waisenhaus in der Straße. Ist nur ein kleines Café, aber wir kommen über die Runden!“

„Ach Mädle, hat des sein müssen? Der Bruno hätt doch in Stuttgart genauso gut Fußball spielen können!“

„Aber das Café hätten wir nicht bekommen. Er hätte weiter beim Schöck in der Silberburgstraße arbeiten müssen, jetzt ist er sein eigener Herr!“

„Aber ihr seid so weit weg! Im Ausland! Die Franzosen sind doch Feinde! Net dass es Krieg gibt!“

„Ach Frida. Du siehst schwarz, so schlimm wird's schon net kommen. Und mir kommen in einem halben Jahr, wir wollen heiraten, das machen wir in Deutschland!“

„Das freut mich aber, das muss ich gleich dem Ruthle erzählen! Wann denn?“

„So genau wissen wir's noch nicht. Ich schreib's dir. Aber jetzt legen wir auf, das kostet dich doch ein Vermögen! Ade, Frida!“

Frida sagt auch Ade. Erst als die Verbindung weg ist merkt sie, dass Alwine gar nicht nach ihrem Vater gefragt hat.



Bruno Dossmann als Spieler von Racing Strasbourg; um 1933.

Bruno hat bis etwa 1933 für die Stuttgarter Kickers gespielt; es sind einige Spiele dokumentiert, in denen er als Torschütze erfolgreich war. Danach hat er sich von Racing Strasbourg anwerben lassen.

Bruno Dossmann und Alwine Hagdorn haben erst am 31. Juli 1934 geheiratet, es ist unklar, ob die Stiefschwester meiner Mutter schon 1933 mit Bruno nach Straßburg gegangen ist. Die Hochzeit fand nach einer Angabe aus der Meldekartei in den Archives de Strasbourg in Bietigheim statt.

Auf der Karte sind auch die Meldeadressen von Bruno in Straßburg aufgeführt: nach der rue de Molsheim und der rue St. Urbain jeweils 1933 von August 1934 bis Dezember 1935 die rue Kempf 103b. Als Beruf wird „foureur“ genannt – Konditor. „Nationalité“: „fr.“; obwohl Bruno gebürtiger Deutscher war (er wurde am 26. Dezember 1911 in Stuttgart geboren).

Sonntag, 25. März 1934

Helene mag keine Uniformen

„Heute feiern wir die Konfirmation von unserem Ältesten. Jetzt ist der Eberhard also schon 14 Jahre alt. Wäre er nicht auf dem Gymnasium, käme er nach Ostern in die Lehre als Kaufmann. Aber so: er ist ja so stolz darauf, dass er auf dem Foto unbedingt seine Schülmütze aufsetzen musste. Ich konnte ihn nicht davon abbringen. Zum Glück hat es ihm der Pfarrer für das Gruppenbild der Fleiner Konfirmanden nicht erlaubt, und immerhin hat er seine HJ-Uniform nicht anziehen wollen.

Und auch alle anderen haben auf ihre braunen Uniformen verzichtet. Es ist doch ein kirchliches Fest! Da haben doch die Parteiabzeichen und Mützen und dieses ganze Brimborium nichts zu suchen! Finde ich.

Sogar Karls Mutter Mathilde ist aus Stuttgart angereist, Karls Brüder Hermann und Gottfried haben sie im Auto mitgebracht, genauso wie seine Schwester Lies. Mathilde und Lies wollen zusammen weiter nach Berlin fahren, dort haben sie zusammen mit Karls jüngstem Bruder Paul ein Reformhaus. Paul hat das Foto gemacht, deshalb ist er nicht drauf.

Die ganze Familie hat doch einen Reformfimmel, sogar der Karl will immer mal wieder nur Haferflocken essen zum Frühstück. Die Müller-Verwandten schütteln schon den Kopf darüber, Haferflocken!

Aber wenn der Nachbar Emmel Metzelsuppe bringt, weil er wieder irgendwo eine Hausschlachtung gemacht hat, dann essen auch Karls Geschwister gern davon, naja, auch nicht alle, Klara ist halt doch strikte Vegetarierin.

Sie ist nicht dabei gewesen heute: Sie ist in Weinsberg in der Anstalt, schon seit vorletztem Jahr. Das ist schlimm, wo sie doch eine kleine Tochter hat.

Hoffentlich wird sie wieder gesund, wir besuchen sie so oft wie möglich!“



Die Festgäste vor dem Haus Torstraße 8 in Flein; 25. März 1934.

Eberhard Wanner, der Konfirmand, steht vorne in der Mitte, mit Schülmütze und Konfirmandensträußchen am Revers. Schräg rechts hinter ihm steht Helene, sie ist kleiner als ihr „Großer“, wie Eberhard genannt wird. Großmutter Mathilde steht mit ihrem hellen Umhang neben Eberhards kleinem Bruder Frieder.

Helenes Brüder August (links) und Eberhard Müller flankieren die Gruppe. Karl lugt hinter seinem Bruder Gottfried hervor; seine Schwester Luise und Bruder Hermann stehen hinter dem kleinen Frieder.

Links neben dem Konfirmanden hat sich Dora Tränkle postiert, links dahinter ihr Bräutigam Willi Wolpert, halb verdeckt die Müller-Schwester Marie Hildenbrand. In der Mitte der hinteren Reihe überragt ihr Sohn Helmut Hildenbrand die vor ihm stehenden Verwandten.

Noch trägt niemand sichtbar ein Parteiabzeichen.

Samstag, 21. April 1934

Frieder trägt die Brautschleppe

„Heute haben das Dorle und der Wilhelm geheiratet, in Heilbronn, in der Stadt. In der Südkirche, vorher waren sie auf dem Standesamt, da durfte ich nicht mit, wir mussten bei Mamme Tränkle warten, gleich hier um die Ecke in der Werderstraße. Auch wenn das sonst etwas für die Mädchen ist: Beim Fotografieren habe ich so getan, als würde ich den Brautschleier tragen! Das Dorle hat sich halb schief gelacht, zum Glück war mein Vater weiter hinten im Hochzeitszug vor der Kirche. Er hat sogar seinen alten Zylinder aufgesetzt. Das ist so altmodisch!

Hinter mir steht mein großer Bruder Eberhard, er ist schon bei der HJ und durfte seine Uniform anziehen. Ich bin beim Jungvolk, aber die beste Uniform hat der Helmut an, mein Vetter, SS! Er macht sich gern über Willi lustig, so nennen alle Dorles Bräutigam, der ist nur bei der SA. Helmut sagt, mit der SA ist es bald vorbei. Er hätte da etwas gehört, aber das sei noch geheim, und ich darf es niemand sagen!

Das macht mir schon ein bisschen Angst, wenn die Erwachsenen so etwas sagen, immer so geheimnisvoll. Ich weiß auch gar nicht den Unterschied zwischen SA und SS und der Partei. Für politische Schulung bin ich noch zu klein, ich bin ja noch auf der Volksschule in Flein. Mein Zeugnis zu Ostern war gut, ich komme jetzt ins vierte Jahr, wir bekommen den Martschinke als Lehrer. Der ist auch in der Partei und schreibt immer die Berichte über Flein im Tagblatt.

Wenn ich weiter so gut bin in der Schule, komme ich nächstes Jahr Ostern in die Mittelschule in Heilbronn. Und weil der Weg von Flein so weit ist, darf ich dann im Winter bei Tante Marie und Onkel Karl wohnen. Da freut mich besonders, dass es immer etwas Gutes zum Essen gibt, Tante Marie ist gelernte Köchin, sie hat sogar bei Geheimrat Bruckmann gekocht. Mutter kocht auch gut, aber Tante Marie!

Schade, dass ich erst noch ein ganzes Jahr in Flein in die Schule muss, und nicht schon jetzt von daheim weg darf.“



Hochzeitsgesellschaft vor der Südkirche in Heilbronn; 21. April 1934.

Der Gärtner Willi Wolpert und die Verkäuferin Dora Tränkle sind am Samstag, 21. April 1934 im Standesamt Heilbronn getraut worden, danach fand in der Südkirche die kirchliche Trauung statt, die Braut ganz in weiß, die Männer vielfach in Naziuniformen.

Frieder steht in der Mitte vor seinem großen Bruder und trägt einen Teil der Brautschleppe – ob das so vereinbart war? Hinter Eberhard steht in SS-Uniform Helmut Hildenbrand, ein Vetter von Eberhard und Frieder Wanner, neben ihm seine Schwester Emma.

Die Hochzeitsgesellschaft zeigt, wie stark die NSDAP schon ein Jahr nach der Machtübernahme das Leben einer Familie prägt.

Montag, 30. April 1934 Helene im Kreis der Familie

„Das ist doch ein nettes Bildchen von der Hochzeitsgesellschaft vom Dorle, neulich, sie hat es uns gerade vorbeigebracht. Es war ja zuerst auch sehr lustig damals, bis alle richtig standen.

Der Fotograf hat uns herumkommandiert, aber ich wollte gar nicht auf die Bank steigen hinten, das hat mich geärgert, dass ich es trotzdem musste, wahrscheinlich gucke ich deshalb ziemlich böse auf dem Foto.

Frieder und Eberhard wollten auch nicht bei mir bleiben, und Karl steht allein vor mir.

Meine Schwester Mina direkt vor mir ist jetzt schon Oma, der kleine Klaus hat viel geweint, bis das Foto fertig war. Seine Mutter, also die Schwiegertochter von Mina, die ist aus Norddeutschland, aus Bremen, die versteht uns alle nicht. Deshalb hat der Willi, der steht vor dem Karl, der war ja beim Baier und Schneider, als Vertreter kam der in ganz Deutschland herum, der hat jetzt in Wilhelmshaven ein Papiergeschäft gekauft, damit die Frau wieder in die Heimat kommt. Das ist natürlich schade für die Mina, da hat sie wenig von ihrem Enkel.

Jetzt ist schon wieder mehr als eine Woche vorbei seither, morgen ist schon wieder Erster Mai, ob die Nazis wieder so ein Trara veranstalten wie letztes Jahr? In der Zeitung stand, dass ein Festzug mit 3000 Menschen sein soll in Heilbronn.

Sind ja doch auch viele aus der Familie dabei, bei den Nazis, bei der Hochzeit vom Dorle in Uniform, ich mag das ja net so. Aber's Friederle und mein Großer sind auch begeistert dabei.

Ob das alles gut geht, was man jetzt so liest? Von Deutschlands Größe und dem Dritten Reich, manche sagen sogar tausendjähriges Reich?

Meine Mutter hat immer zu mir gesagt: Übermut tut selten gut!“



Die Hochzeitsgesellschaft im Garten an der Werderstraße; 21. April 1934.

Eine Hochzeit wie ein politisches Bekenntnis: Die Generation des Brautpaares trägt NS-Uniformen, die Elterngeneration demonstriert ihre Parteizugehörigkeit noch nicht so offen.

Helene Wanner steht in der hinteren Reihe als zweite von links, neben ihrer Schwester Emma. Vor ihr ihr Mann Karl und ihre Schwester Wilhelmine, die Mutter der Braut. Links im Hintergrund August Müller, ganz rechts in SS-Uniform Helenes Neffe Helmut Hildenbrand. Vorne ganz rechts grinst mein Vater Frieder Wanner in die Kamera.

Etliche der Hochzeitsgäste haben die NS-Diktatur und den Krieg nicht überlebt, nicht zuletzt der Bräutigam Willi Wolpert, wie Klaus Tränkle – das Baby auf dem Arm seiner Mutter vorne ganz links – erzählt: „Mein Onkel Willi wurde eingezogen, und er wollte eingezogen werden, denn er wollte, wenn wir siegen, so ein Gut in der Ukraine übernehmen, und da hätte er noch würdiger schalten und walten können als in seiner Gärtnerei. Er wurde nach Russland geschickt.“ Und er kam nicht wieder zurück.

Der Enkel von Helenes Schwester war dann doch viel in Heilbronn: nach Kriegsbeginn schickten Willi Tränkle und seine Frau die beiden Söhne zur Großmutter in Heilbronn, wo es sicherer war als im Marinestützpunkt Wilhelmshaven.

Dienstag, 18. September 1934 Frieder und sein großer Vetter

„Warst du schon einmal hier oben?“

Eberhard Hildenbrand hat seinen kleinen Vetter Frieder mit auf die Dachplattform genommen.

„Guck, von hier aus kann man fast die ganze Stadt sehen. Da drüben ist das braune Haus, da geh ich jeden Tag zum Schaffen hin.“

„Was machst du da? Bist du Polizist?“

„So was Ähnliches. Aber das ist geheim!“

„Bei der Gestapo?“

„Das geht dich nichts an. Was willst du mal werden?“

„Ich weiß noch net. Ich komm' doch nächstes Jahr an Ostern erst in die Mittelschule!“

„Du bist schon in der HJ?“

„Klar!“, sagt Frieder. „Uniform hab ich jetzt auch schon. Aber nur die von meim großen Bruder.“

„Da kannst du stolz sein! Dass du reinwachsen kannst ins Dritte Reich! Der Führer macht uns wieder stolz!“

„Bist du auch in der SS wie der Helmut?“

„Was denkst du denn! Sowieso!“ Eberhard macht eine bedeutungsvolle Pause.

„Ich hau ab aus Heilbronn, darfst du aber noch niemand sagen!“

„Wo gehst du denn hin?“

„Nach München. Aber wirklich, Frieder, wehe du sagst was zur Elisabeth, die darf das nicht wissen.“

„Aber du willst sie doch heiraten!“

„Das verstehst du noch net! Kein Wort, oder wir sind keine Vettern mehr. Und jetzt gehen wir runter, ich zeig dir meine Briefmarken wenn du magst!“

„Au ja!“, Frieder freut sich. Nicht so sehr über die Briefmarken, die sind langweilig, aber über das Geheimnis, das der Eberhard mit ihm geteilt hat.



Frieder Wanner mit seinem Vetter Eberhard Hildenbrand; 1934.

Das Foto entstand auf der Dachterrasse des Hauses Fleiner Str. 9 in Heilbronn, in dem auch die Familie Hildenbrand wohnte. Eberhard Hildenbrand war 14 Jahre älter als Frieder; er war der älteste Sohn von Helenes Schwester Marie, geborene Müller aus Flein.

Wie sein Bruder Helmut war auch Eberhard Hildenbrand Mitglied der SS, wurde jedoch 1940 ausgeschlossen – unter anderem wegen einer Reihe von Betrügereien. Seine Braut in Heilbronn soll er „unter den wichtigsten Vorwänden in einer Reihe von Einzelfällen um den namhaften Gesamtbetrag von RM. 1200“ betrogen haben.

Sonntag, 23. Dezember 1934

Karl schreibt an seine Schwester Klara

„Morgen ist Heiligabend, Helene, was soll ich Klara schreiben? Und freut sie sich über eine Karte mit einem Foto vom Frieder?“ Helene steht in der Küche, kocht Mittagessen, sie war in der Kirche, auch wenn Karl das gar nicht mehr gern sieht, er war nie sehr religiös, und seit er Mitglied der NSDAP ist, gefällt ihm das noch weniger.

Karl hat ein schlechtes Gewissen, dass er seiner Schwester noch nicht zu Weihnachten geschrieben hat, sie ist in Weinsberg, in der Heilanstalt, im Irrenhaus, wie sie auch in Flein sagen, und Karl kümmert sich um sie, die anderen Geschwister wohnen alle weit weg, die Mutter in Berlin. Klaras Mann will sich scheiden lassen, die kleine Christa lebt bei der Schwägerin von Klaras (und Karls) Bruder Gottfried.

„Sie mag ihren Neffen, aber trotzdem,“ Helene ist skeptisch, „das ist doch keine Weihnachtskarte! Und was hast du geschrieben?“

Karl liest vor:

„Flein, 23.12.1934, liebe Klara!

Die übersandten Sachen haben viel Freude gemacht. Helene lässt Dir für die Arbeiten herzlich danken. Sie wird Dich wenn möglich zwischen Weihnachten + Neujahr besuchen.

Mit herzlichen Grüßen Karl + Helene“

„Also, das hättest du vielleicht doch ein bisschen freundlicher schreiben können, sie ist schließlich deine Schwester. Aber so bist du halt, der korrekte Karl.“

„Der Frieder soll die Karte gleich vor zur Post tragen, um 12 kommt das Postauto noch einmal. Frau Diebold hat gesagt, dass sie bis dahin alles abstempeln, schließlich wollen viele, dass ihre Post bis morgen ankommt. Frieder und ich begleiten dich dann nächste Woche nach Weinsberg, wir laufen zum Südbahnhof und fahren dann mit dem Zug.“



Frieder auf der Fotopostkarte an Klara; Dezember 1934.

Die Weihnachtskarte von Karl an seine jüngere Schwester trägt tatsächlich den Fleiner Rundstempel mit dem Datum „23 DEZ 34“ – die Fleiner Post hat 1934 an diesem Sonntag direkt vor Heiligabend gearbeitet.

Klara war nach ersten vorübergehenden Einweisungen in die Psychiatrie ab 1932 dauerhaft in der Heilanstalt Weinsberg.

Frieder Wanner hat später erzählt: „Die war nicht verrückt, die wurde es erst in Weinsberg, die hat ja Handarbeiten gemacht und so Sachen noch, es ist unglaublich. [...] Ich habe als mit hin müssen, nach Weinsberg, hinlaufen, einmal mit der Großmutter, da ist die in Flein gewesen, war mal ein paar Tage da, und da ist man dann gewandert nach Weinsberg.“

Montag, 8. April 1935 Ruth und der Hefezopf

„Weißt du, was das schönste Päckle war heute?“ Ruth hat sich schon ins Bett gekuschelt, ihr zehnter Geburtstag ist vorbei, Frida schaut nur noch zum Gutenachtsagen herein.

„Nein, sag?“

„Das aus Flein, von der Karline-Tante! Und ich freu mich schon, wenn ich in den Osterferien wieder zu ihr darf, nächste Woche!“

„Schlaf jetzt!“, Frida will das Licht ausmachen.

Sie freut sich ja auch, nach Flein zu kommen, wenigstens zwei Tage, auch wenn sie dann im engen Häusle der Hoffmanns in der Horkheimer Straße mit Ruth in einer kleinen Kammer unter dem Dach schlafen müssen. Ihr Haus ist ja vermietet, so kann sie die Schulden abbezahlen.

„Vor allem das Foto!“, Ruth schläft noch nicht. „Darf ich es nochmal angucken?“

„Ich hol dir's noch mal, aber dann wird's Licht ausgemacht!“

Sie kommt mit dem Foto aus der Wohnstube zurück.

„Guck mal, Mama, Karlinen-Tante ist die dickste, wahrscheinlich weil sie den besten Hefekranz macht!“

„Ich weiß net... Wir Bauer-Schwestern sind halt alle bissle stabiler! Und keine solche Hendschich wie du!“

„Dafür bin ich viel flinker als die Tante und als du! Und wenn ich jetzt nach Ostern in die Mittelschule komm, dann hab ich da auch Sport, und ich werd sicher die Beste in der Klasse, ich bin auch schneller als alle in der Zanthstraße.“

„Jaja, vor allem mit dem Mundwerk. Du bist arg aufgedreht, jetzt mach das Licht aus und schlaf!“

„Wann fahren wir genau nach Flein?“

„Morgen in einer Woche. Am Mittwoch vor Ostern, am Mittag, morgens musst du noch in die Schule. Und du bleibst 14 Tage bei der Tante, und du machst mir keine Schande!“

Ruth schlüpfte mit dem Kopf unter die Decke und macht die Augen fest zu. Noch eine Woche!



Ruths Tante Karoline (links) mit Fleiner Frauen vor dem Backhaus; um 1935.

Vermutlich präsentieren die Fleiner Frauen ihre Hefekränze bei einem Dorffest wie der Kirchweih, Kärwe genannt. Sie stehen vor einem der beiden Gemeindebackhäuser – vermutlich vor dem in der Bachstraße, Karoline lebte mit ihrer Familie ganz in der Nähe, an der heutigen Ecke Heilbronner (damals Horkheimer) Straße und der Torstraße. Dieses Backhaus existiert noch heute, wengleich an anderer Stelle im Dorf (in der Ilfelder Straße).

Ruth Wanners Tante Karoline Hoffmann war sechs Jahre älter als ihre Schwester Frida und hatte den Fleiner Tagelöhner und Nebenerwerbslandwirt August Hoffmann geheiratet – Hoffmann war ein sehr häufiger Name in dem Dorf, so dass die Frau rechts neben Karoline genauso hieß, Karoline Hoffmann. Zur Unterscheidung wurde dann der Name des Ehemanns angehängt: Karoline Hoffmann (August Hoffmann) und Karoline Hoffmann (Gottlob Hoffmann). In der Mitte steht mit Berta Hoffmann eine weitere Namensträgerin.

Meine Mutter Ruth Wanner hat Zeit ihres Lebens davon erzählt, wie sehr sie als Kind den klassischen schwäbischen Hefezopf (oder -kranz) geliebt hat, insbesondere die darin verbackten Rosinen, mundartlich „Zibeben“ genannt.

Sonntag, 12. Mai 1935

Helene und die Schale von Villeroy & Boch

„Du nimmst ja schon wieder das Judengeschirr!“ Karl ist ärgerlich, als er die Villeroy-Boch-Schale auf dem Mittagstisch sieht.

„Das stimmt doch nicht. Die Schale hat doch nichts mit Juden zu tun, nur weil Emma und Heinrich die drei Judenkinder aufgenommen haben! Das ist ewig her!“

„Trotzdem!“, Karl ist noch nicht besänftigt. „Die Juden sind doch unser Unglück, das weißt du ganz genau! Sie haben sich bei deiner Schwester regelrecht eingeschlichen, sicher nicht ohne Hintergedanken, da gibt’s was zu erben, wo die keine eigenen Kinder haben!“

„Ach Karl, du siehst Gespenster. Das waren ordentliche Buben, die Hermanns, der eine hat sogar beim Onkel Heinrich in Mainz gelernt, Stempelschneider, wie der August!“

„Aber Juden sind’s ja doch!“

„Als ob du nichts mit Juden zu tun hättest“, Helene gibt nicht klein bei. „Wenn der Selz kommt, du weißt, der Vertreter vom Schloß, mit dem kannst du doch immer Kriegserlebnisse austauschen, der ist doch auch Jude!“

„Das ist etwas anderes, das verstehst du nicht. Der Ernst Selz ist ein feiner Mann, der hat das Eiserne Kreuz bekommen im Krieg! Wenn alle Juden so wären!“

„Das ist doch nicht richtig, immer auf die Juden zu schimpfen, der Ernst, der ist sogar im Krieg gefallen. Und jetzt haben sie halt die Vertretung für Villeroy und Boch, in Ebingen, das ist doch unser gutes Geschirr! Ich nehme es gern für den Sonntagsbraten!“

Karl reagiert nicht.

Helene überlegt, was aus ihnen geworden ist: „Der Ernst Hermann ist im Krieg gefallen. Aber der Hans und der Ding, jetzt weiß ich den Namen nicht mehr, da muss ich Emma fragen beim nächsten Mal. Ob die den Laden in Ebingen übernommen haben? Wir könnten noch ein paar Sachen gebrauchen, es geht ja immer mal was kaputt, und in Heilbronn kann man das schlecht nachkaufen.“



Schale von Villeroy und Boch aus dem Besitz von Helenes Familie.

Die Verbindung zwischen der jüdischen Familie Hermann und Helenes Familie kam zustande, als Emma – Helenes Schwester – in Holland bei einer jüdischen Familie „in Stellung“ war. Da Emma und ihr Mann Heinrich kinderlos waren, nahmen sie die drei Kinder der Familie Hermann bei sich auf und zogen sie groß. Emma und Heinrich lebten in Okriftel am Main; Frieder war gerne zu Besuch bei ihnen.

Helene besaß ein umfangreiches Service von Villeroy & Boch, vielleicht über die Beziehungen ihrer Schwester von der Firma Hermann & Co. in Ebingen bezogen. Die Geschichte von den jüdischen Buben wurde gerne erzählt, ebenso die Geschichte von Ernst Selz. Ich kann nicht nachvollziehen, inwieweit das nur Alibi-Geschichten waren.

Obwohl etliche Geschwister von Karl Wanner Vegetarier waren, spielte das nach meiner Erinnerung im Haushalt meiner Großeltern keine Rolle. Allerdings hatte Karl Wanner immer mal wieder spezielle Ernährungsphasen, etwa als er einige Zeit Coca-Cola trank. Dieses Getränk war bei uns in der Familie eher verpönt, da wir jedoch in einem Haus zusammen lebten, konnte ich als Kind so doch kleine Schlückchen von diesem sonst verbotenen Geschmack der westlichen Welt kosten.

Sonntag, 23. August 1936 Frieder träumt vom Zeppelin

„Mit dem Onkel Heini war ich heut in Frankfurt. Da haben wir den Zeppelin gesehen, und der Onkel Heini hat mir eine Ansichtskarte mit einem Foto vom Zeppelin gekauft. Und hinten steht drauf:

„Zur Erinnerung an die Besichtigung der Luftschiffe der Deutschen Zeppelin-Reederei im Weltluftschiffhafen Rhein-Main.“

Der Zeppelin ist riesig! Und er kann bis nach Amerika fliegen, und die Leute wohnen in Kabinen, wie auf dem Schiff, wir durften sogar hinein und uns alles angucken!

Ich will einmal ganz sicher Flieger werden! Die Lüfte erobern, ich les' gern Bücher vom Hans Dominik und so. Ich will um die ganze Welt reisen, wie der Zeppelin, also die Luftschiffe. Über die Wolken fliegen, das muss großartig sein. Wenn nicht mit dem Zeppelin, dann mit einem Flugzeug?

In Englisch bin ich eigentlich gut, das braucht man als Flieger. Eigentlich bin ich auch in allen anderen Fächern gut. Aber der Breymer hat mir Ostern in Englisch nur ein Genügend gegeben, da streng ich mich jetzt an, dass er mir im Herbst ein Gut gibt. Er hat ins Zeugnis geschrieben:

„Mittelkräftig, öfters krank, etwas bleich; mäßiger Turner, etwas zurückhaltend. Gut begabter, fleißiger Schüler, beteiligt sich lebhaft am Unterricht. Ehrlich, willig + treu, kameradschaftlich.“

Wir sind alle kameradschaftlich in der Klasse, ist doch klar! Das haben wir auch in der HJ gelernt, da halten wir zusammen, bei uns in Flein. Wir machen Ausflüge, singen zusammen (da bin ich auch nicht so gut, habe nur ein genügend). Rechnen hab ich ein gut mit plus!

Dieses Jahr bin ich mit dem Zug nach Okriftel gefahren, aber in den Sommerferien nächstes Jahr will ich mit dem Fahrrad fahren, das haben der Wilfried und ich schon ausgemacht. Vielleicht geht Onkel Heini dann mit uns beiden zum Luftschiffhafen? Das wär doch Spitze!“



Ansichtskarte aus dem Nachlass von Frieder Wanner; 1936.

Frieder war in den Sommerferien 1936 einige Tage bei Tante Emma und Onkel Heinrich in Okriftel am Main, in der Nähe von Frankfurt. Emma war eine der Schwestern von Helene Wanner. Von dort aus haben der Onkel und er den Ausflug zum Luftschiffhafen gemacht: Im Sommer 1936 war die Luftschiff-Begeisterung noch ungebrochen.

Sie wurde dann jedoch durch das Unglück des Zeppelin LZ 129 „Hindenburg“ bei der Landung in Lakehurst (USA) am 6. Mai 1937 gedämpft, als der damals größte Zeppelin in kürzester Zeit in Flammen aufging. 35 Menschen kamen ums Leben.

Samstag, 3. April 1937

Ruth und das misslungene Foto

„Das schmeißen wir weg“, sagt Frida.

„Nein, bitte nicht! Das sieht doch lustig aus! Der Saarbrücker Onkel ist ganz durchsichtig! Und du auch, wie ein Gespenst!“

„Aber Ruth, da ist doch irgendwas schief gegangen. Sowas schmeißt man doch weg!“

„Darf ich es behalten?“

Ruth nimmt das Foto mit in ihr Zimmer, das sie eigentlich mit Alwine teilt. Aber die große Stiefschwester ist schon lange ausgezogen, hat Bruno geheiratet und lebt mit ihm in Straßburg.

In ihrem Zimmer nimmt Ruth das Foto in die Hand und schaut es sich ganz genau an.

„Da ist ja auch ein Bild vom Führer!“

Ihr wird ganz warm und schummrig. Der Führer! Bei ihnen in der Wohnung gibt es kein Bild von ihm, Gottlobele – Ruth will nicht Vater sagen zu ihm, er ist so ein strenger Stiefvater, und er kann den Führer nicht leiden, er nennt ihn „gottlos“ – Gottlob ist so fromm, dass ihn Ruth heimlich Gottlobele heißt.

„Jetzt habe ich ein kleines Bild von meinem Führer, nur für mich allein!“

Das gefällt dem zwölfjährigen Mädchen. Sie schwärmt für den Führer, wie fast alle in ihrer Klasse auf der Mittelschule und wie natürlich alle beim BdM. Da geht sie hin, obwohl der Stiefvater das nicht gerne sieht. Seiner Meinung nach soll sie lieber in die Bibelstunde gehen.

„Ruth! Komm doch noch mal in die Stube!“

Die Mutter ruft, und widerwillig geht sie in die Stube, wo der Stiefvater im Sessel sitzt und streng schaut.

„Ruth, du musst verstehen, ich bin nur ein kleiner Postbeamter, aber ich bin ein treuer Christ, und es gibt heute Pfarrer, die sind vom Weg abgekommen, solche wie der Dr. Schairer in Hedelfingen, der vom Gott der Juden schreibt im Deutschen Sonntag. Da bist du noch bissle klein dafür, aber, geh doch wenigstens am Sonntag in die Christenlehre!“



„Saarbrücken“ – Frida und Ruth auf Verwandtenbesuch; 1937.

Eine der Schwestern von Frida geborene Bauer hat nach Saarbrücken geheiratet, und die Familie hielt auch später noch Kontakt, in den 1960er Jahren mit langen Telefonaten, insbesondere mit Vetter Fred.

Ob Gottlob Hagdorn als Anhänger der pietistischen Bewegung mit der Bekennenden Kirche sympathisierte, ist nicht bekannt. Er war Mitglied der NSDAP (von 1941 bis 1945, wie er bei der Entnazifizierung angab), im Reichsbund der deutschen Beamten und in der NSV, der „nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“. Von 1943 bis 1944 war er Blockhelfer, bis die Familie im Oktober 1944 nach Flein übersiedelte. Das Haus in der Stuttgarter Zahnt- bzw. Sarweystraße war bei einem Bombenangriff schwer beschädigt worden.

Was meine Mutter wieder und wieder erzählt hat: Wie engherzig und streng der Stiefvater war, wie pietistisch und fromm. „Hausteufel und Gassenengel“, so charakterisierte sie ihn.

Ruth selbst war in ihren jungen Tagen ebenfalls Anhängerin der Partei, wie ihre Entnazifizierungsakte belegt. Danach war sie „Mitglied des BDM 1939–1945, Ringsportwartin 1943–1944, Mitglied der NSDAP 1943–1945“.

Mittwoch, 7. Juli 1937

Karl und der Brief von Mutter

„Helene, hast Du den Brief von Mutter gesehen? Sie schreibt so komisch wieder. Und natürlich kommt der Brief erst heute, wo ich doch vorgestern schon Geburtstag hatte. Ich hab mich ja schon gewundert, dass Berlin nichts hat hören lassen!“

„Und warum findest du den Brief komisch, Karl? Er ist doch nett!“

„Nett, nett!“, Karl ist ärgerlich. „Oben drüber steht: Berlin-Steglitz den 3. Juli 1837! Und sie hat das Datum korrigiert, hat zuerst wohl 1807 geschrieben! Das muss die doch merken, so alt ist sie doch auch wieder nicht!“

„Du bist zu streng!“, sagt Helene, obwohl sie Karls Mutter eigentlich nicht leiden kann. Die alte Dame tut immer noch vornehm und lässt sie spüren, dass Karl unter seinem Stand geheiratet hat.

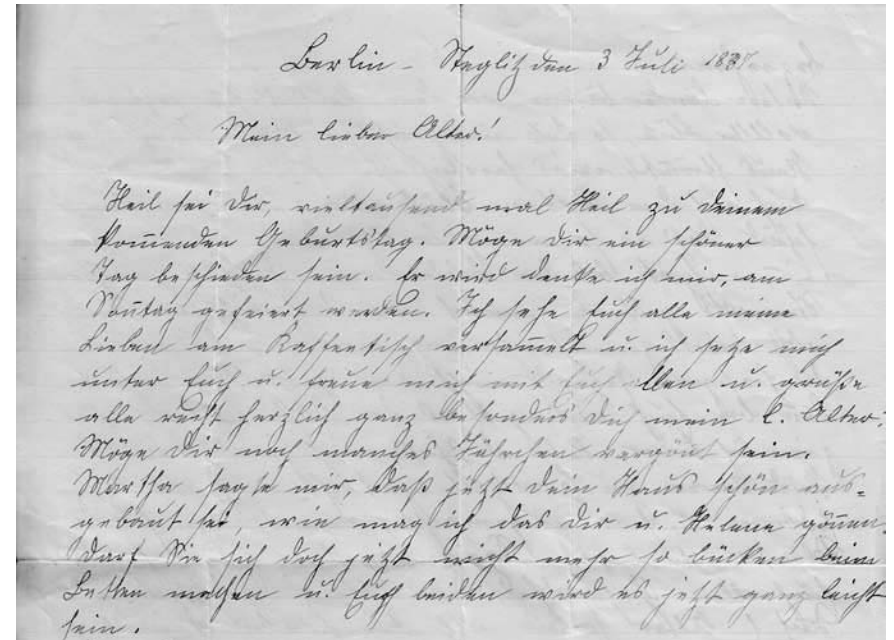
„Aber wir müssen auch dran denken, dass sie im nächsten Monat ihren 75. hat! Was sollen wir ihr denn schicken nach Berlin?“

„Du hast doch neulich solche Kittel genäht für Paul und Lies, die sie im Reformhaus tragen. Das wär doch auch etwas für Mutter, sie mischt sich doch wohl immer noch ein im Geschäft der beiden!“

Helene seufzt. „Kann ich machen, den Schnitt habe ich noch, und sie ist ja immer noch so dünn. Aber erst die Leintücher für Schloß, Herr Selz hat beim letzten Mal schon danach gefragt. Du weißt, wir brauchen das Geld, jetzt wo Frieder auf die höhere Schule kommt.“

Karl wird schlecht gelaunt: „Ich kann den Herrn ja gut leiden, aber ein Jude bleibt er trotzdem, und die Firma Schloß wird es auch nicht mehr lange geben, die ersten Juden hauen schon ins Ausland ab. Warts ab, der Georg Schloß in seiner großen Villa in der Alexanderstraße macht sich sicher auch bald davon. Und unser Frieder kann dann schauen, wo er seine Kaufmannslehre macht, wenn er mit der Handelsschule fertig ist.“

„Ach was, das glaube ich nicht. Und vielleicht wird die Firma ja auch von einem Arier übernommen, gibt's doch jetzt auch immer wieder.“



Brief von Mathilde Wanner an Karl; 3. Juli 1937.

Der Brief von Mathilde an ihren Sohn, datiert „Berlin-Steglitz den 3. Juli 1837“, beginnt mit der Anrede: „Mein lieber Alter!“ und der fast hymnischen Sentenz: „Heil sei dir, vieltausendmal Heil zu deinem kommenden Geburtstag. Möge dir ein schöner Tag beschieden sein.“

Mathilde ist damals fast 75 Jahre alt und berichtet einiges von ihrem Leben in Berlin, wo sie zusammen mit ihren beiden noch unverheirateten Kindern Paul und Luise lebt.

Die Geschwister Wanner betreiben zusammen in Steglitz ein Reformhaus, das unter dem Namen „Reformhaus des Westens, Weghorn & Wanner“ firmiert – dazu gehören auch Marta Wanner, verheiratete Weghorn, und ihr Mann sowie ihre Tochter Viola: „die Kleine (Fiola) von Marta gedeiht zusehends dieser Tage war Sie das erstemal mit Ihr bei mir u. Sie hat sich alles gründlich angesehen“, schreibt Mathilde Wanner in ihrem Brief.

Die Adresse des Reformhaueses ist Kieler Straße 9, in Wilmersdorf gibt es in der Wexstr. 27 sogar eine Filiale. Es ist jedoch nicht ersichtlich, ob die Familie noch unter dem Einfluss der Masdasnan-Bewegung steht. Otto Hanish, als Otoman Zar-Adusht Ha'nish Kopf der Bewegung, starb 1937, die Nationalsozialisten hatten die Bewegung in Deutschland schon 1935 verboten.

Donnerstag, 6. Januar 1938

Frida entwirft einen Brief an Bruno

Frida grübelt über Alwine, Bruno und ihren gerade geborenen Sohn. Schließlich überlegt sie sich einen Brief an ihren Stief-Schwiegersohn:

„Lieber Bruno!

Hab Dank für das nette Foto von Dir mit Deinem Sohn. Es freut mich sehr, daß ich jetzt Stief-Oma bin.

Ruth ist immer noch ganz aus dem Häuschen, wie goldig der kleine Roland ist. Ich hoffe doch, daß es auch für Dich richtig war, mit dem Fußballspielen aufzuhören. Das ist doch nichts für erwachsene Männer. Und Du bist ja jetzt Vater. Hast Verantwortung.

Und dass ihr euch entschlossen habt, nicht länger in Straßburg zu bleiben, ist auch gut. Ihr werdet sehen, bei uns in Deutschland geht es immer weiter aufwärts!

Hast Du schon eine Stelle gefunden in Stuttgart? Wann wollt ihr umziehen? Lasst euch nicht zu viel Zeit damit, wer weiß, wie lange noch Frieden herrscht. Die Nazi drohen auch Frankreich. Wie willst Du jetzt genügend Geld verdienen für euch drei? Alwine kann doch nicht alleine verdienen! Sie muß doch für den Kleinen da sein!

Oder willst Du in Stuttgart ein Café aufmachen, wie das in Straßburg? Oder irgendwo sonst als Konditor arbeiten? Hast Du als halber Franzose Aussicht auf eine Stelle in Stuttgart? Hilft Dir Dein Vater bei der Stellensuche?

Ich hoffe, Jesus steht Dir bei diesen schweren Entscheidungen zur Seite. Ihr könnt jederzeit bei uns wohnen, wenn ihr nach Stuttgart kommt, wenigstens vorübergehend.

Wartet nicht mehr zu lange!

Grüße von eurer Mutter

Frida

Grüße auch von Gottlob, auch an Alwine.“

Ob ich den Brief so abschicken kann? Frida ist sich unsicher. Sie zerreißt das Blatt und wirft es in den Ascheneimer.



Bruno Dossmann mit seinem Sohn Roland; Ende 1937.

Brunos Familie und besonders seine Schwester drängten darauf, dass Roland in Deutschland geboren wird. Die Familie kehrte deshalb zur Geburt des Sohnes zurück.

1935 erscheint Brunos Name zum letzten Mal im Straßburger Adressbuch: „Dossmann Bruno, pâtiss., rue des Orphelins, 22, rez-de-chaussée“ lautet der Eintrag. In der Familie wurde erzählt, Racing Strasbourg habe dem begehrten Stürmerstar ein Café am Münsterplatz zur Verfügung gestellt – wohl nur eine schöne Legende. Im Fragebogen bei der Entnazifizierung gibt er für 1934 an, selbständiger Konditor mit einem Konditorei-Kaffee gewesen zu sein. 1938 sei er angestellter Konditor in Straßburg gewesen.

Montag, 25. April 1938 Ruth ist verliebt in Roland

„Endlich sind die Osterferien um, und ich bin wieder in Stuttgart. Ich habe ihn so vermisst meinen kleinen Neffen, ich bin ja jetzt eine richtige Tante!

Alwine und Bruno wohnen bald auch wieder in Stuttgart, Sonnenbergstraße, in einem schönen großen Haus, aber die Wohnung ist unten im Haus, im Souterrain, erstmal nur für Alwine und Roland, Bruno arbeitet noch in Straßburg. Fußball spielt er nicht mehr. Ob der Bruno in Stuttgart eine Stelle als Konditor findet? Oder macht er noch andere Geschäfte, da wird oft getuschelt, aber mir sagen sie das nicht so genau. Wahrscheinlich bin ich mit dreizehn noch zu jung dafür.

Unsere Wohnung ist jetzt in der Sarweystraße, das heißt, die Straße hat einen neuen Namen bekommen, heißt nicht mehr Zanthstraße. Gottlob hat gesagt, weil der Zanth ein Jude war, deshalb durfte die Straße nicht mehr nach ihm heißen. Dabei war er Architekt, der Zanth, und hat die Wilhelma gebaut, vor hundert Jahren. Jetzt heißt die Straße nach einem Politiker.

Politik interessiert mich nicht. In der Zeitung lese ich nur die Sportnachrichten. Vorletztes Jahr, bei der Olympiade in Berlin, das war spannend. Da wäre ich gerne dabei gewesen, bei der Leichtathletik, Weitsprung gefällt mir!

Vielleicht kann ich wenigstens einmal ins Neckarstadion, das wär toll, zum Stuttgarter Sportfest. Von uns aus kann man leicht zu Fuß hinlaufen, aber der Gottlob ist gegen so was. Und er lässt mich auch nicht ins Turnen, ich soll lieber in den Bibelkreis. Ich geh aber trotzdem zum Turnen.

Und ich will Lehrerin werden, nach der Mittelschule, und nicht zur Post! Auch wenn ich fleißig lernen muss, Lehrerin, ich geh so gern mit Kindern um.

Und später will ich dann selber Kinder, das weiß ich jetzt schon!“



Ruth Kühner mit ihrem Neffen Roland Dossmann; 1938.

Nach der Geburt von Roland war Stuttgart der Lebensmittelpunkt der kleinen Familie Dossmann. Allerdings ist der genaue Termin des Umzugs von Bruno nicht dokumentiert, ebenso sind die Angaben über seine Staatszugehörigkeit widersprüchlich.

Ruth hatte ein sehr enges Verhältnis zum Sohn ihrer Stiefschwester Alwine Dossmann. Roland kam auch noch in den 1950er und 1960er Jahren regelmäßig bei seiner Tante vorbei, oft während einer Geschäftsreise, auf eine Tasse Kaffee oder ein Glas selbst gemachten Johannisbeersaft mit Sprudel, und einige Zigaretten. Roland Dossmann brachte bei seinen Besuchen Großstadtflair nach Flein, er war immer elegant gekleidet und sah sehr gut aus. Er fuhr fuhr schöne Autos, war ein erfolgreicher Geschäftsmann und zweimal verheiratet. Er war noch keine 50 Jahre alt, als er Anfang der 1980er Jahre an Krebs starb.

Montag, 24. Oktober 1938

Ruths Fleiner Welt ist noch in Ordnung

„Der Franz ist so ein liebes Pferd!“ Ruth ist begeistert und hält die kleine Margot im Arm. Sie darf in den Herbstferien bei der Weinlese in Flein helfen.

„Pass ja auf, Ruthle, heb' d'Margot fest, s'isch so leicht was passiert!“

Helene hat Sorge um ihre Tochter, aber Ruth ist doch schon groß, 14 Jahre ist sie alt. Und sie kennt sich gut aus in Flein, obwohl sie genausogut ein Stadtkind ist. Sie kennt die Namen der einzelnen Weinberge – heute lesen sie im Affelter, morgen ist der große Weinberg im Spörlis dran. Sie kann mit den Tieren umgehen, im großen Münzing-Hof, in den Helene hineingeheiratet hat, gibt es Schweine, Kühe, Pferde.

Trotzdem lebt sie auch gern in Stuttgart, sie geht dort auf die Mittelschule. Die gleichaltrigen Kinder in Flein äffen sie nach, wenn sie in den Ferien kommt, „s'Stuogarter Ruthle“, und rufen ihr „noi, noi!“ hinterher.

„Komm jetzt runter, mir müsse weitermachen!“ Hugo will den Wagen mit dem Traubenzuber in die Kelter bringen. „Wenn'd willsch, kannsch noch mitfahren!“

„Noi noi, ich geh lieber mit der Helene und der Margot heim.

Trauben abliefern ist doch nichts für Mädle!“

Ruth fürchtet die groben Scherze, die bei dieser Gelegenheit üblich sind, wenn die Männer den ganzen Tag im Weinberg Butten getragen und viel Most getrunken haben. Jetzt heißt es an der Kelter warten, bis man dran kommt, viel Zeit für dumme Witze und groben Unfug.

„Wir fahren alle auf dem Wagen mit bis zur Kelter und laufen dann vollends heim!“

Helene nimmt die kleine Margot auf den Schoß, Ruth klettert neben sie und die ganze Familie schaukelt ins Dorf zurück.



Ruth mit der kleinen Margot auf Franz; Oktober 1938.

Neben dem Pferd stehen die Eltern der kleinen Margot, ganz rechts Ruths Cousine Helene geborene Hoffmann, dahinter ihr Mann Hugo Münzing.

1938 wurden die Weingärtner erstmals allgemein verpflichtet, den Trester – die ausgepressten Traubenrückstände – abzuliefern, in der Heilbronner Gegend bei der Heilbronner Weingärtnergenossenschaft in der Stadtkelter. „Der Traubentrester soll der Gewinnung von Traubenkeimöl dienen“, heißt es in der Heilbronner Stadtchronik zu dieser Maßnahme im Rahmen der Autarkiebestrebungen des Deutschen Reichs.

Der Lesebeginn 1938 war vom „Unterländer Weinparlament“ in Anwesenheit des Heilbronner NS-Bürgermeisters Hugo Kölle auf den 17. Oktober festgelegt worden. Leseende war erst am 3. November und damit gut fünf bis sechs Wochen später als aktuell.

Wie die Mutter von Ruth hat auch ihre Cousine Helene ihren Ehemann früh durch einen Unfall verloren: Hugo Münzing ist im Januar 1946 beim Holzfällen im Wald tödlich verunglückt. Helene blieb danach unverheiratet und zog mit ihren beiden Mädchen in ein kleines Siedlungshaus am Westrand des Dorfs. Nach dem Tod ihrer Mutter 1953 nahm sie ihren Vater dort auf.

Donnerstag, 10. November 1938 Frieder erzählt vom Synagogenbrand

„Heute Morgen hatten wir schulfrei, damit wir zugucken konnten, wie die Synagoge brennt. Das war irgendwie komisch: Wir standen nur rum, alle haben dumme Witze über die Juden gemacht, und die Feuerwehr stand genauso rum. Nur in der Gasse vor dem Haus von Doktor Kallweil haben sie gespritzt, auf das Haus von Kallweil, damit das kein Feuer fängt. Die Erwachsenen standen auch nur rum, aber viele haben ernst geschaut.

Wir durften dann gegen 10 Uhr heim, und ich bin nach Flein gelaufen, obwohl ich zur Zeit bei Tante Marie und Onkel Karl in der Fleiner Straße wohne – im Winter ist es morgens oft so verschneit, da kann ich nicht bis in die Stadt laufen. Und das Fahrgeld für den Postbus spare ich mir auch.

Ich hab eigentlich nichts gegen die Juden, wir hatten auch ein paar in unserer Klasse an der Handelsschule. Inzwischen nicht mehr, sie sind ausgewandert oder gehen in eine Extraschule nur für Juden.

Im Konfirmandenunterricht hat uns Pfarrer Eitle erzählt, dass die Juden den Heiland ermordet hätten, aber in Geschichte haben wir gelernt, dass das die Römer waren. Und die Juden können doch heute auch nichts mehr dafür, was ihre Vorfahren getan haben.

Oder?

Bei uns in Flein gibt's gar keine Juden, nur in Talheim, da ist auch das Judenschloss, und der Judenfriedhof an der Schozach in Sontheim, da haben wir einmal einen Spaziergang hin gemacht, aber da war ich noch klein. Und nach Flein kam immer der Dr. Picard, der war auch ein Jude, aber der kommt jetzt nicht mehr, dafür kommt der Dr. Eisenlohr zu uns, der ist bei der SS.

Der ist viel schneidiger als der Picard, das gefällt mir. Und jünger ist er auch, viel jünger.“



Der Platz vor der Heilbronner Synagoge am Morgen nach dem Pogrom;
10. November 1938.

Das Ende der Synagoge in Heilbronn kam in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, in der Reichspogromnacht, von den Nazis als Reichskristallnacht bezeichnet. Offensichtlich hatte sich die Heilbronner Aktion zeitlich gegenüber den anderen Städten und Gemeinden etwas verzögert, nachdem Kreisleiter Richard Drauz noch mit vorgesetzten Stellen über die Vorgehensweise verhandelt habe, so dass die Synagoge erst am frühen Morgen des 10. November 1938 in Brand gesteckt wurde. Das Foto zeigt das beschädigte Gebäude am Morgen des 10. November, um 8 Uhr 42, wie die Uhr am Postamt anzeigt. Im Vordergrund eine Menschenmenge, darunter auch die Schüler, die wie Frieder frei bekommen hatten, um den Brand zu begaffen.

Es gibt viele Zeitzeugenberichte zum Brand der Synagoge; strittig ist, wer das Feuer gelegt hat, unstrittig dagegen, dass die Feuerwehr nur die beiden Nachbargebäude geschützt hat, ohne den Brand selbst zu löschen.

Die Praxis des jüdischen Arztes Dr. Julius Picard in Sontheim, der auch die Kranken in Flein betreute, wurde tatsächlich von Dr. Erwin Eisenlohr übernommen, der Mitglied der SS war. Picard wanderte 1940 zusammen mit seiner Ehefrau in die USA aus.

Donnerstag, 23. Februar 1939 Karl und der jüdische Reisende

„Herr Selz, wie oft soll ich es Ihnen noch sagen: Gehen Sie fort!“ Karl fasste den Mittvierziger an die Schulter, um seinen Appell zu unterstreichen. „Glauben Sie mir doch, Sie sind nicht sicher in Deutschland! Denken Sie an Dachau!“

„Sagen Sie doch gleich, dass Sie bessere Preise herauschlagen wollen bei mir, indem Sie mir Angst machen!“ Ernst Selz ist sauer.

„Wir waren Weltkriegskameraden, wir beiden! Sie glauben doch nicht, dass mir als EK 1-Träger etwas passiert?“

„Aber Sie sind Jude!“

„Ich bin Württemberger und Deutscher, habe für König und Vaterland gekämpft.“

„Denken Sie doch auch an Frau und Tochter“ – „Meine Tochter habe ich weggeschickt, das wissen Sie, sie ist in England. Und sie wird zurückkommen, wenn sich alles beruhigt hat. Hitler fängt doch keinen Krieg mit England an!“

In diesem Moment kommt Helene in den Laden und begrüßt den Vertreter: „Herr Selz, haben Sie die Rockbänder dabei?“

Selz ist froh, das Gespräch in alltägliche Bahnen lenken zu können und packt die Bestellung auf den Ladentisch: „Hier die Bänder, mit denen Sie es so eilig hatten, Frau Wanner. Wie gewünscht, persönlich vom Prokuristen der Firma Schloß geliefert. Der Rest kommt morgen per Spedition.“

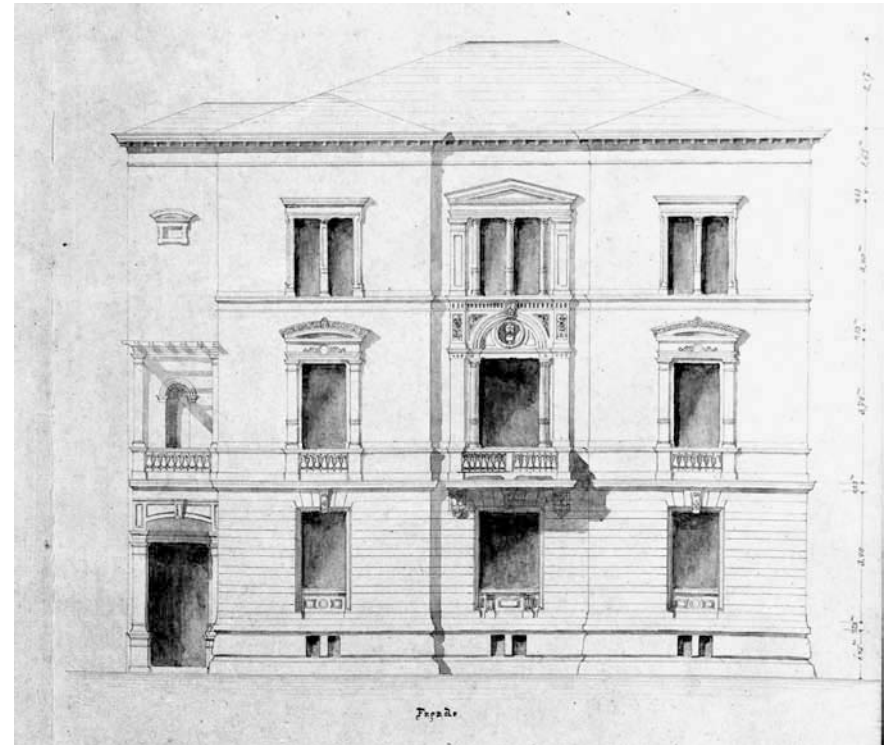
Helene ist die plötzliche Dienstbeflissenheit von Selz etwas peinlich.

„Dürfen wir Sie zu einer Tasse Kaffee einladen, Herr Selz? Ich kann Ihnen auch ein Stück Hefezopf anbieten!“

„Und ich kann Ihnen dann die neuen Bestellungen diktieren.“

Karl ist nicht ganz glücklich darüber, dass der Jude zu ihnen ins Wohnzimmer wechselt und will den geschäftlichen Charakter unterstreichen.

„Wir waren ja doch Kameraden im Krieg, und der Selz ist ein ganz patent Kerl. Wenn er nur nicht so jüdisch wäre!“, denkt er für sich.



Fassadenentwurf für das Haus Bahnhofstraße 27 in Heilbronn; 1874.

Ernst Selz war Reisender für die Firma Louis und Isidor Schloß, die ihren Sitz in der Heilbronner Bahnhofstraße 27 hatte, gegenüber von Hauptbahnhof und Postamt Nr. 1. In den 1930er Jahren führten Wilhelm und Georg Schloß die Firma, die sie in den 1920er Jahren in eine Aktiengesellschaft umgewandelt hatten.

Die jüdischen Firmeninhaber konnten Deutschland rechtzeitig verlassen – Wilhelm Schloß emigrierte im März 1939 in die Schweiz, Georg Schloß war schon im August 1938 mit Frau und den beiden Söhnen in die USA übersiedelt.

Ernst Selz, langjähriger Mitarbeiter der Firma und ebenfalls Jude, wurde nach dem Novemberpogrom 1938 bis 29. Dezember in Dachau interniert. Drei Jahre später, am 1. Dezember 1941, deportierten ihn die Nazis zusammen mit seiner Frau Civia geb. Bogdanow nach Riga. Beide wurden ermordet.

Die geschilderte Szene könnte sich tatsächlich so ähnlich zugetragen haben: Karl Wanner hat nach der Familienüberlieferung versucht, Ernst Selz von der Notwendigkeit der Ausreise zu überzeugen. Selz habe daraufhin sein Eisernes Kreuz gezeigt, das er unter dem Revers trug.

Sonntag, 2. April 1939 Frida und die Konfirmandin

„Nach der Kirche wollen wir auf den Killesberg. Wir sind vor dem Mittagessen wieder da!“

Ruth und ihre Freundin stehen schon im Konfirmandinnenkleid vor Frida, bereit sich auf den Weg zur Kirche zu machen.

„Was ist das für eine Idee?!“ Frida ist entsetzt. Sie steht in der Küche und poliert das gute Besteck. Es soll ein besonderes Essen geben, um eins sollen alle Gäste da sein, aus Flein und Heilbronn kommen Schwester und Bruder und die Nichte mit ihrer kleinen Margot.

„Warum wollt ihr gerade heute am Konfirmationssonntag auf den Killesberg? Dazu habt ihr doch das ganze Jahr Zeit! Nein, das geht nicht!“

„Aber wir sind pünktlich um eins wieder da. Um halb eins. Wir wollen doch nur zum Gartenschaugelände, die sind jetzt fertig, und heut darf man einfach so rein, bevor die Reichsgartenschau in drei Wochen aufmacht!“

„Kommt nicht in Frage. Seid ihr schon fertig für den Gottesdienst? Dann gehen wir gleich, in 10 Minuten. Und keine Widerrede: Nach der Kirche gehen wir sofort hierher zurück!“

„Aber man kann nur heute einfach reingehen!“ Ruth ist hartnäckig. In der Zeitung stand so viel über die Arbeiten auf dem Killesberg, wie die Steinbrüche zum Teil zugeschüttet und planiert und wie die vielen Bäume und Sträucher...

„Bitte, Mama!“

Frida seufzt.

„Ich versprech dir, dass wir nach der Eröffnung hingehen. Einen ganzen Tag!“

Ruth strahlt. „Vielleicht auch zweimal? Wir können ja zu Fuß hin, das ist ja nicht weit!“

Frida nickt. „Vielleicht auch zweimal. Vielleicht geht ja auch der Gottlob einmal mit.“



Ruth (links) und eine Freundin am Konfirmationssonntag; 1939.

Für Ruth war die Reichsgartenschau in Stuttgart – nach Dresden und Essen die dritte große Gartenschau in Deutschland (und die letzte vor dem Zweiten Weltkrieg) – ein eindrückliches Erlebnis. Und ich erinnere mich an einen gemeinsamen Besuch auf dem Killesberg Ende der 1960er Jahre bei einer größeren Veranstaltung – aber das war keine Gartenschau, sondern die Deutsche Funkausstellung 1969, die mir wie eine Gartenschau vorkam.

Mittwoch, 8. Mai 1940

Klara träumt im Bus

„Heute ist alles anders. Wohin? Im Flugzeug? Ein Bus, Schwester Elfriede droht mit ihrer Peitsche. Ruhig, ruhig, ruhig!
Christa, wo ist Christa? Das Flugzeug fliegt los, nein der Bus. Es geht los, was ist los, es geht los, was ist los. Die Schreie peitschen, die irre Paula, da vorne, in der Zwangsweste, im Kokon, sie schreit blöd in der Gegend rum. Ich halte das nicht aus, ich bin doch nicht so eine, ich ertrage es nicht mehr.

Christa, wo ist Christa, sie haben sie mir weggenommen, das Baby, mein Kind. Mein Kind. Ich bin ganz still, Elfriede, du Monster. Ich wimmere nicht, ich habe nicht geschrien, ich bin still. Ich schlafe mich weg, aus dem Flieger, aus dem Bus. Landschaft, Reben, Berge, Sonne, es ist Frühling, das weiß ich, Mai. Oder nicht?

Die Straße ist ganz leer, ganz breit, ich weiß genau, was das ist, Autobahn nennen sie es. Wo bringen sie mich hin?
Ich habe nicht geschrien, ich bin ganz still, ich wimmere nicht. Elfriede, du Monster! Still, Still!

Wie lange fliegen wir noch, fahren wir, mit dem Flieger, mit dem Omnibus. Ihr Schwestern, ihr Brüder, wo seid ihr? Lebt ihr noch? Emilie ist tot. Vater ist tot. Das geschieht ihm recht! Dem grausamen Mann. Wo ist Christa, ich will zu meinem Kind!

Jetzt sind wir da. Ein Schloss? Ruhe oder Einzelzelle? Ein Schuppen. Ein Holzschuppen. Ich bin in einem Schloss aufgewachsen! Davon hast Du keine Ahnung, Elfriede, du Monster. In einem Schloss.

Warum soll ich mich ausziehen? Läuse? Unverschämtheit, in einem Schloss, in einer sehr guten Familie! Hände weg! Elfriede, nein, ich bin ja still. Still. Ich wimmere nicht.

Ich muss husten. Husten. Alle husten. Alle sind still. Niemand schreit. Kein Wimmern mehr.

Wo ist Christa?“



Tötungshaus der Anstalt Grafeneck; um 1940.

In diesem Schuppen wurde Klara zusammen mit den anderen Patienten der Heilanstalt Weinsberg am Tag ihrer „Verlegung“ – am 8. Mai 1940 – ermordet. Ihrer Familie wurde ihr Tod unter Angabe einer falschen Sterbeursache mitgeteilt. 1936 war in der Heilanstalt Weinsberg das erwähnte Gutachten über den psychischen Zustand von Klara Holwein entstanden; ihr Ehemann hatte die Scheidung beantragt.

Klara war 1932 endgültig nach Weinsberg gekommen; das Gutachten berichtet über ihren damaligen Zustand: „In diese Zeit fielen schwere geschäftliche Sorgen, Aufregungen, erhebliche Vermögensverluste u. Umzug der Familie in eine kleine Wohnung nach Heilbronn-Böckingen. Anfang September 1932 trat bei der Kranken wiederum eine akute, psychische Störung auf. Frau Holwein sprach nicht mehr, ass schlecht, vernachlässigte ihren Haushalt, lief nachts umher, wurde unruhig, verwirrt u. ging in ihrer Erregung zu Bekannten, die sie in das Krankenhaus Heilbronn brachten. Dort war sie zunächst vollständig negativistisch, gab dann an, sie sei verwirrt gewesen, habe Stimmen aus der Wand gehört u. elektrische Ströme am ganzen Körper verspürt. Danach blieb sie stumm, ablehnend u. kniete mit verzücktem Gesicht u. erhobenen Händen auf dem Boden. Wenige Tage später (15.9.1932) musste die Pat. zum II. Mal in die Heilanstalt Weinsberg überführt werden, wo sie sich seither befindet.“

Das Gutachten spricht abschließend von „einer tiefgreifenden Geisteskrankheit (Schizophrenie)“. Fazit: „In prognostischer Hinsicht kann bestenfalls mit einem Stillstand auf dem gegenwärtigen Defektzustand gerechnet werden.“ Daraufhin wurde die Ehe geschieden.

Sonntag, 14. Juli 1940 Helene trauert um Klara

„Auch wenn alle große Reden schwingen und nach außen hin den Krieg begrüßt haben: Wir haben schon einen Krieg erlebt, und am Ende war er verloren, allen Siegesmeldungen zum Trotz. Und jetzt ist auch noch Klara gestorben, ganz plötzlich, in Weinsberg, auf dem Weißenhof, dabei war sie zwar verrückt, aber es ging ihr gut. Sie hatte wieder zugenommen beim letzten Besuch, ich weiß auch nicht.

Die Brüder von Karl waren zum Kaffee da, Paul und Gottfried mit seiner Frau, sie haben sich in der Stube eingeschlossen mit Karl, wir beiden Frauen haben mit Gudi gespielt, sie ist so ein entzückendes Mädels. Aufgeweckt, lebhaft, ich mag sie gern. Wir haben ja nur Buben, der Große ist jetzt beim Militär.

Der Karl wollte mir nicht sagen, worum es ging im Wohnzimmer. Natürlich ging es um Klara. Der Brief aus Weinsberg mit der Todesnachricht war seltsam, und Karl sagte etwas wie ‚Das kann doch gar nicht sein.‘

Klaras Tochter Christa ist etwa so alt wie Gudi, sie heißt ja eigentlich Gudrun. Christa kam zuerst zu Karls Bruder Hermann in Tübingen, als Klara ins Irrenhaus kam, dann zur Schwester seiner Frau, da ist sie noch. Ich glaube, sie wollen dem Kind gar nicht sagen, was mit der Mutter ist, sie ist ja erst 12. Stirbt einfach so, in der Heilanstalt, und Klara war Karls Lieblingsschwester. Wir haben sie oft besucht in Weinsberg. Sie hat mir Angst gemacht, mit ihren verrückten Reden. Sie redete von Stimmen aus der Wand, und dass sie elektrische Ströme am ganzen Körper spüren würde. Verrückt.

Dass sich ihr Mann hat scheiden lassen – naja, richtig war das nicht. Und Klara war ja auch seine zweite Frau, die erste ist gestorben. Klara hat sie gepflegt, so sind sie zusammengekommen, das war ja noch vor der Inflation.

Jetzt ist sie tot, irgendwas wie Lungenentzündung stand da, ich kenn mich da nicht aus, und was meint Karl mit seinem ‚das kann doch gar nicht sein?‘

Man wird ihr doch nichts angetan haben?“



Familie Wanner vor dem Haus Torstraße 8 in Flein; 1940.

Sonntagsbesuch in Flein: Helene am Tor hat ihren Arm um Gudrun gelegt, ganz links steht Paul, ganz rechts Gottfried, neben seinem Bruder Karl. Emmy, die Frau von Gottfried und Mutter von Gudi, hat ihren Arm auf das Tor gelegt.

Die Brüder Wanner kamen regelmäßig nach Flein, um Karl zu besuchen, und es liegt nahe, dass dabei auch der Tod ihrer Schwester Klara besprochen wurde. Dass sie den Krankenmorden, also der „Aktion T4“ zum Opfer fiel, wurde in meiner Jugend immer wieder thematisiert.

Samstag, 15. Februar 1941

Helene gratuliert Mathilde zum Mutterkreuz

Helene sitzt in der Wohnstube und schreibt an ihre Schwiegermutter:

„Werte Mutter, liebe Mathilde.

Karl hat mir eben erzählt, dass Du heute Vormittag angeläutet hast. Er hat gesagt, dass Du das goldene Mutterkreuz verliehen bekommen hast heute in Berlin.

Du kannst sehr stolz sein darauf, auch wenn von Deinen elf Kindern fünf schon sterben mussten.

Klaras Tod habe ich bis heute nicht verwunden.

Es grüßt Dich Deine Schwiegertochter

Helene“

„Karl, kannst du geschwind schauen, ob ich das so schreiben kann an Mutter?“

Helene ist unsicher, gegenüber ihrer strengen Schwiegermutter, aber auch gegenüber dem strengen Karl. Sie will nichts falsch machen, er kann so grantig sein.

„Hast du das schreiben müssen, dass fünf Kinder tot sind von den elfen? Hat das sein müssen?“

Jetzt ist er doch grantig.

„Du wolltest doch dass ich schreib. Es hätt' doch gelangt, dass du ihr am Telefon gratulierst! Aber so kommt raus, dass ich bloß zwei Kinder auf die Welt gebracht hab', und sie elf!“

Helene verteidigt sich. Es ist doch nicht ihre Schuld, dass sie so wenige Kinder hat!

„Soll ich noch mal neu schreiben?“

„Nein“, Karl lehnt das ab. „Die schöne Karte, das Flein-Panorama und das Gemeindehaus, das wär doch schade drum.“

Er steht am Fenster und schaut auf die Torstraße.

„Es ist komisch, die sitzen in Berlin, in der Reichshauptstadt, da kommt ihnen so ein Bild vom Dorf sicher komisch vor. Die halten uns für zurückgebliebene Bauern.“

„Das ist mir egal“, sagt Helene. „Ich bin hier zufrieden. Hier bin ich geboren, hier will ich einmal sterben. Wenn bloß dieser Krieg endlich rum wär!“



Ausschnitt aus dem Mutterkreuz-Ausweis von Mathilde Wanner; 1941.

In der Familiensammlung findet sich dieses Foto von meiner Urgroßmutter, das offensichtlich aus ihrem Ausweis als Trägerin des „Ehrenkreuzes der Deutschen Mutter“ stammt. Auf der Rückseite des Trägerkartons ist handschriftlich „15.2.41 Mutterkreuztag“ notiert. Das umgehängte Mutterkreuz ist auf dem angehefteten Foto knapp über der Heftklammer zu sehen.

Der Orden wurde 1938 von der NSDAP gestiftet und je nach der Zahl der Kinder in Bronze, Silber oder Gold verliehen.

Die Postkarte und der Text von Helene sind erfunden.

Sonntag, 10. August 1941 Frieder genießt den Sommer

„Machst du das Radio bissle leiser? Was ist das denn für eine Musik, ist die überhaupt noch erlaubt?“

„Kommt doch im Radio, ganz normal, Stuttgart. Ich hör doch keine Feindsender!“

Karl ist verstimmt, da lungert der Kerle auf der Dachterrasse in der Sonne herum, hat der nichts zu schaffen?

„Das ist doch dieser Jazz!“

„Ach Vater, das ist halt unsere Musik. Nicht so altes Zeug wie eures, schmissig muss sie sein. Das ist Rudi Schuricke! Und gleich kommt Ilse Werner, das sind die neusten Schlager!“

„Und geht das Radio nicht kaputt, wenn du es hier hoch schleppest?“

„Vater, ich hab doch Urlaub jetzt! Ich helf' nachher im Laden, aber jetzt will ich in der Sonne gammeln.“

Karl geht mürrisch die Bodentreppe hinunter, da kommt ihm Frieders Freund Willi entgegen.

„Was willst du jetzt?“

„Grüß Gott Herr Wanner, der Frieder und ich wollen ein paar Fotos machen auf der Dachterrasse!“

„Ihr hend doch bloß Blödsinn im Kopf!“

Damit hat Karl recht, aber Willi sagt nichts weiter und geht die Bodentreppe hoch, macht aber vorher die Tür unten zu.

„Fritz, ich hab' Likör mitgebracht! Und meinen Foto! Das wird eine Gaudi!“

„Gut dass du da bist, Willi, mein Alter hat sich über die Musik beschwert. Dabei hab ich nur harmloses Zeug gehört, gar kein richtigen Swing. Hier oben krieg ich sogar Beromünster!“

„Wir nehmen erst mal einen Schluck! Und was ich mir dann überlegt hab' –“, Willi tut geheimnisvoll, „wir holen die Ski hoch und machen Fotos, als ob wir im August hier Skifahren!“

„Das ist bombig!“, Frieder ist begeistert, und sie machen sich gleich ans Werk.



Frieder auf der Dachterrasse im Fleiner Elternhaus; Sommer 1941.

Frieder wechselte Ostern 1938 von der Mittelschule in die Höhere Handelsschule, die er 1941 nach drei Jahren abschloss. Er hatte dort Fächer wie Wirtschaftliche Erdkunde, Kaufmännische Betriebslehre, Kaufmännischer Schriftverkehr, Kaufmännisches Rechnen, Buchhaltung, Kurzschrift und Maschinenschreiben. Er galt als „verständiger und zuverlässiger Schüler“.

Er ist 17 Jahre alt im Sommer 1941, noch zu jung für die Wehrmacht, und er beginnt Anfang April seine kaufmännische Lehre bei der Firma J. Armbruster & Sohn in Heilbronn – die jüdischen Inhaber der Firma Schloß hatten 1938 ihre Firma verkaufen müssen, um auswandern zu können.

Anfang April 1942 musste Frieder dann für ein halbes Jahr zum Reichsarbeitsdienst. Er war im Lager Eggenstein bei Karlsruhe stationiert.

Es existieren tatsächlich Fotos aus dieser Zeit, die auf der sonnigen Dachterrasse in Flein entstanden sind, eins darunter mit Skiern.

Sonntag, 17. August 1941 Ruth und ihre Mädels

„Seid jetzt still!“

Ruth schaut noch einmal im Schlafsaal nach, ob die Kinder zur Ruhe kommen. Es ist schon spät, fast Mitternacht, aber die Mädchen sind aufgeregt und erzählen sich, was sie heute erlebt haben. Ruth selbst ist auch aufgeregt. Es ist schließlich ihr erstes Mal als Betreuerin bei einem Lageraufenthalt. Sie ist stolz darauf, dass man ihr als junger BDM-Führerin diese Aufgabe übertragen hat, ihr und ihrer Freundin Lore, zusammen sind sie für die 15 Mädels verantwortlich.

Morgen wollen sie eine Wanderung machen, vom Kappelberg zur Grabkapelle auf dem Württemberg, und am späten Nachmittag kommt sogar die Obergauführerin Maria Schönberger zur politischen Schulung. Bis dahin muss sie die Gruppe im Griff haben. „Wenn ihr jetzt schlaft, spendier ich euch morgen ein Eis!“ Ruth versucht es mit Bestechung.

„Liest du uns noch was vor? Vom Führer? Von der Gemeinheit der Juden?“

Die kleine Ingeborg ist vorlaut.

„Also gut, ihr gebt ja sonst doch keine Ruh! Ich hab‘ unser Geschichtsbuch dabei, wo waren wir stehen geblieben?“

„Ich glaub 1919? Die Sache mit dem Judenstaat?“ Das war wieder Ingeborg.

„Was war denn mit dem Judenstaat?“ Ruth spielt gern die Lehrerin, auch wenn die Mädchen nur wenige Jahre jünger sind als sie.

„Irgendwie mit den Juden halt. Lies es uns doch noch einmal vor!“

„Neben uns war auch ein Judenladen, aber der hat schon lang zu machen müssen!“, ruft Lotte aufgeregt, andere stimmen ein und wollen auch so schlimme Geschichten loswerden.

„Eine nach der anderen, ich les‘ jetzt 10 Minuten vor, und dann wird ohne ein Mucks geschlafen!“ Ruth versucht streng zu sein, nimmt ihr Schulgeschichtsbuch aus der 4. Klasse und beginnt zu lesen: „Der Weimarer Judenstaat. Überall ist in der Weimarer Verfassung vom deutschen ‚Volk‘ die Rede. Was jedoch ein ‚Volk‘ ist, davon hatte die Nationalversammlung keine Ahnung...“



„Im Lager auf dem Kappelberg“; 1941.

Ruth rechts in Uniform als Führerin einer Gruppe von Mädchen – der „Bund Deutscher Mädel“ garantierte als Teil der Hitlerjugend die totalitäre Erfassung aller Jugendlichen und ihre Erziehung im Geist des Nationalsozialismus.

Ruth war dieses Thema später eher peinlich, sie hat ihre Rolle als jugendliche Aktivistin (1941 war sie 16 Jahre alt) verdrängt und verschwiegen. So hat sie auch behauptet, von der Judenverfolgung kaum etwas mitbekommen zu haben.

Seit Herbst 1941 wurde die Messe- und Ehrenhalle im Höhenpark Killesberg als Sammellager für jüdische Menschen genutzt, um sie von dort aus „nach dem Osten“ zu deportieren. Die Wohnung von Ruths Familie lag in unmittelbarer Nähe zum Stuttgarter Nordbahnhof, von wo aus die Transporte in die Vernichtungslager stattfanden.

So brachte man am 26. November 1941 von Heilbronn aus 47 Personen auf den Killesberg; der Sammeltransport wenige Tage später am 1. Dezember von Stuttgart aus umfasste etwa 1000 Menschen. Sie wurden in der Nähe von Riga erschossen.

In Ruths Fotoalbum illustrieren mehrere Fotos den Aufenthalt „im Lager auf dem Kappelberg“, südlich von Fellbach bei Stuttgart.

Freitag, 14. November 1941 Siegfried schreibt ein Testament

Siegfried hat sich an den Schreibtisch seines Vaters gesetzt, mehrere leere Blätter vor sich, und schreibt:

„Mein Name ist Siegfried Wanner,
wohnhaft Breuningstraße 30,1 in Tübingen.
Geboren am 14. November 1923 in Bad Cannstatt.
Ich bin im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte und errichte am
heutigen 14. November, meinem 18. Geburtstag,
mein Testament.“

Siegfried zögert, bevor er weiterschreibt. Ist das nicht vermessen, als 18-Jähriger ein Testament aufzustellen? Aber neben ihm liegt sein Gestellungsbefehl, er soll sich am Montag 1. Dezember 1941 um 6 Uhr 30 in der Hindenburgkaserne beim Infanterie-Regiment 35 hier in Tübingen einfinden. In 16 Tagen, das sind gerade mal zwei Wochen.

„1. Für den Fall, dass ich aus dem Krieg nicht zurückkehre, sollen alle meine Besitztümer in das Eigentum meiner Eltern Hermann Wanner, geboren am 6. März 1893 und Berta Wanner, geborene Knosp, geboren am 15. Dezember 1888 übergehen.
2. Nur meine Briefmarkensammlung soll an meinen Freund Hans Mayer, Breuningstraße 32 in Tübingen gehen.“

Mehr besitzt Siegfried eigentlich nicht, das Spielzeug, die Blech-eisenbahn, das Fahrrad? Das sollen die Eltern entscheiden. Er will den Zettel so in seinem Zimmer deponieren, dass die Eltern ihn finden. Schwungvoll setzt er seine Unterschrift unter das Dokument und setzt nach kurzem Zögern doch noch einen Abschnitt darunter:

„Ich wollte nicht Soldat werden. Ich möchte studieren, meine Lehre als Mechaniker ist eine gute Grundlage.
Ich werde das Studium nach dem Krieg nachholen. Das Dritte Reich wird auch nach dem Sieg gute Ingenieure brauchen.“



Siegfried Wanner am Zeichenbrett; um 1940.

Der Neffe von Karl Wanner hat tatsächlich eine Mechanikerlehre absolviert, und dieses Foto zeigt den jungen Mann mit ernster Miene am Zeichenbrett. Er hat den Krieg nicht überlebt.

Sein Vater Hermann, der Bruder von Karl Wanner, war vom Tod seines einzigen Sohns schwer erschüttert. Hermann hatte seine Berufslaufbahn ebenfalls mit einer Lehre begonnen, als Werkzeugmacher bei einer Firma in Waiblingen. Nach dem Ersten Weltkrieg war er technischer Lehrer, später technischer Angestellter und ab 1931 Betriebsleiter, Oberingenieur und Prokurist bei der Elektrotechnischen Maschinenfabrik Himmelwerk in Tübingen. Hermann Wanner ist 1975 gestorben.

Dienstag, 24. November 1941

Helene erfährt von Roberts Verschwinden

„Wir haben ihn seit Monaten nicht gesehen!“ Helenes Schwester Marie Hildenbrand beschwert sich einmal wieder über ihren Schwager.

„Der RAD hat ihn eingezogen, gut! Dass er endlich mal was schafft! Er ist ja schon fünfzig, da fällt einem das Schaffen natürlich schwer, und durch die Sauferei ist es auch nicht besser geworden. Aber jetzt: Er hat im September entlassen werden sollen, spurlos verschwunden ist der Dinger!“

„Ich weiß net“, Helene ist unsicher, und eigentlich war ihr Marias Schwager eher unheimlich, seit er vor mehr als 20 Jahren aus dem Krieg zurückkam. Ein Kriegszitterer!

„Habt ihr bei der Polizei nachgefragt? Der Helmut oder der Eberhard, die haben doch Beziehungen?“

Marie schüttelt den Kopf. „Die sind doch beide im Krieg, der Helmut ist in Polen stationiert, das darf ich ja eigentlich gar nicht sagen, er will heiraten dort, stell dir vor!“

„Und habt ihr auch mal was vom Eberhard gehört?“

Marie druckst etwas herum.

„Also der, der war ja in München. Und jetzt hat doch die SS nachgefragt, ob wir wissen, wo der sich aufhält? Sich aufhält! Das wissen wir doch net, wo der sich rumtreibt, so muss mr des doch sagen! Sie haben geschrieben, sie hätten ihn unehrenhaft aus der SS ausgeschlossen! Und uns hat er beim letzten Besuch noch erzählt, was für eine tolle Stellung er hätte!“

„Also, das hast du ja gar net erzählt bisher!“ Helene ist schockiert.

„Ich weiß nicht, was ich da falsch gemacht habe mit dem Kerle. Seine Braut soll er betrogen haben, und sie haben ihn als Zechpreller auf dem Kieker. Wer weiß, was der sonst noch auf dem Kerbholz hat!“

Das erzähle ich dem Karl lieber nicht, denkt Helene. Der regt sich immer so arg auf!

K ab 2018.41	ASR	Häftling	Robert Hildenbrand	Haft-Nr.	8760
Beruf:	Gärtner	geboren am	14.12.1890	in	Heilbronn
Anschrifts-Ort:	Mutter: Karoline H., Ebingen bei Bahrigen/Württbg.				
Eingel. am	12.8.1941	Uhr von	Stuttgart	Enfl. am:	24.11.41
			Uhr nach	GESTORBEN	

Bei Einlieferung abgegeben:			
<input checked="" type="checkbox"/> Hut/Waage	<input checked="" type="checkbox"/> Strogen	<input checked="" type="checkbox"/> Brieflosche/Papiere	<input type="checkbox"/> Verschobenes:
<input checked="" type="checkbox"/> H. Schuhe/Stiefel	<input checked="" type="checkbox"/> Winder	<input checked="" type="checkbox"/> Bücher	<input type="checkbox"/>
<input checked="" type="checkbox"/> H. Strümpfe	<input checked="" type="checkbox"/> Worbemb	<input checked="" type="checkbox"/> Ino.-Veri-Karte	<input type="checkbox"/>
<input checked="" type="checkbox"/> H. Damascen	<input checked="" type="checkbox"/> Trainings-Wa. /Bef	<input checked="" type="checkbox"/> Drebleißit	<input type="checkbox"/>
<input checked="" type="checkbox"/> Mantel Sommer/Winter	<input checked="" type="checkbox"/> Mantel-Stüpf	<input checked="" type="checkbox"/> Hüllfieberhalter	<input type="checkbox"/>
<input checked="" type="checkbox"/> Rock	<input checked="" type="checkbox"/> Mittel	<input checked="" type="checkbox"/> Kafferseng	<input type="checkbox"/>
<input checked="" type="checkbox"/> Dose	<input checked="" type="checkbox"/> Halsstuch/Schal	<input checked="" type="checkbox"/> Kettensche	<input type="checkbox"/>
<input checked="" type="checkbox"/> Weste	<input checked="" type="checkbox"/> Pullover	<input checked="" type="checkbox"/> Koffer	<input type="checkbox"/>
<input checked="" type="checkbox"/> Hemd	<input checked="" type="checkbox"/> Schlüssel	<input checked="" type="checkbox"/> Palet	<input type="checkbox"/>
<input checked="" type="checkbox"/> Unterhose	<input checked="" type="checkbox"/> Feuerseng		<input type="checkbox"/>
Anerkannt:		Häftlingseigentumsverwalter:	
<i>Robert Hildenbrand</i>		<i>[Signature]</i>	
i. N.:		I. T. S. FOTO No. 17/11/41	

Häftlingskarte für Robert Hildenbrand im KZ Buchenwald; 1941.

Diese Karteikarte für Robert Hildenbrand – der Bruder von Helenes Schwager Karl Hildenbrand – wurde bei seiner Einlieferung im KZ Buchenwald angelegt. Festgehalten wurden auch die Habseligkeiten, die er bei sich hatte – nur die Kleider, die er auf dem Leibe trug. Eingeliefert wurde er am 12. August 1941, „entlassen“ mit dem Vermerk „GESTORBEN“ am 24. November, also nur drei Monate später. Auf der Rückseite ist vermerkt, dass der Nachlass am 12. Dezember „an die Ortspolizeibehörde Ebingen zur Aushändigung an umstehende Adresse gesandt“ wurde – also an die Mutter von Robert Hildenbrand, die zu diesem Zeitpunkt in Ebingen (heute Albstadt) wohnte.

Im Rahmen des Heilbronner Stolperstein-Projekts wurde als letzte Wohnung vor seiner Inhaftierung das Haus Gartenstraße 78/1 ermittelt – dort erinnert ein Stolperstein an ihn. Auf einer anderen Karteikarte aus Buchenwald wird als letzte Wohnung „Heilbronn, Fleinerstr. 9“ angegeben.

Hildenbrand war wohl desertiert, als er beim Arbeitsdienst beim Bau des Westwalls beschäftigt war. Er wurde von der Gestapo als „Nichtsesshafter“ bzw. „Asozialer“ aufgegriffen und in das Konzentrationslager Buchenwald deportiert. Als Todesursache wurde eine „rechtsseitige Lungenentzündung“ angegeben.

Eberhard Hildenbrand, einer von Marias Söhnen, ist 1940 wegen verschiedener Vergehen unehrenhaft aus der SS entlassen worden.

Mittwoch, 8. April 1942

Karl tritt dem Reichskolonialbund bei

„Was bist du geworden? Kassierer? Beim Reichskolonialbund? Was soll denn das wieder sein, die Nazi denken sich doch immer wieder was Neues aus!“

Eberhard Müller macht sich über den Schwager lustig.

„Du lässt dich ja nicht mal bei der Badersbecke sehen, auch nicht in den anderen Wirtschaften, warum jetzt gerade bei dene Simpel?“

Karl druckst ein wenig herum. Soll er jetzt erzählen, was sein Bruder Paul beim letzten Besuch gesagt hat? Wegen der Rasse, und dass wir das arische Blut rein halten müssen? Regelrecht geschwärmt hat Paul von Franz Ritter von Epp, dem Gründer des Reichskolonialbundes.

Aber er weiß doch selbst nicht, was er davon halten soll, und eigentlich steht er nicht ganz hinter der Sache.

„Was sollen wir denn machen, Eberhard? Ich bin Geschäftsmann, mit meinem Laden muss ich doch schauen, dass die Leute zu mir kommen. Dass ich net ins Gerede komm. Erinner dich doch, wie mir am 1. Mai 33 eingetreten sind, du doch auch!“

Aber Schwager Eberhard ist nicht für die Idee der arischen Überlegenheit. Er ist halt weiter ein alter Sozi geblieben: „Das mit den Kolonien war doch nie recht, das war doch nur was für die Junker und das Kapital. Und jetzt geht es doch viel mehr um den Osten, Warthegau und so, merksch des net?“

Bevor sich die beiden Schwäger streiten, kommt Helene ins Wohnzimmer: „Ich hab einen Hefezopf gebacken, willsch net a Stückle mitnehme für deine Helene?“

„Schwester, geht's dir mal wieder zu arg um Politik? Mir hörn schon auf!“

Eberhard wendet sich noch einmal an Karl: „Sag, Schwager, habt ihr noch von dem Vorhangstoff, dem schwarzen, zum Verdunkeln? Ich muss jetzt auch noch die Werkstatt zuhängen, wenn ich am Abend noch was machen will!“

Personalbogen für Mitarbeiter des Reichskolonialbundes

H 280

Gauverband *Hinftamburg*
Kreisverband *Reilbrunn*
Ortsverband *Flein*
Kom. beauftragt als *Kassierer*
am *27. 11. 41*
Endgült. ernannt als
am *10. 4. 42*



1. Vor- und Zuname *Karl Wanner* Beruf *Geschäftsmann*
Wohnort *Flein* Wohnung *Storp.*

Geburtsdatum *5. 7. 1883* Ort *Hinftamburg* Bekenntnis *evang.*
Familienstand *verh.* Kinder *2*
Arische Abstammung, nachgewiesen wo? *ja, Ahnenpass*
noch nachzuweisen

Personalbogen für Karl Wanner beim Reichskolonialbund; 8. April 1942.

Karl Wanner hat den Personalbogen als Mitarbeiter des Reichskolonialbundes selbst ausgefüllt, in seiner für ihn charakteristischen Handschrift. Danach ist er am 26. November 1941 in den Reichskolonialbund eingetreten, hat am 10. April 1942 ein polizeiliches Führungszeugnis nachgereicht und die Übernahme des Amtes als Kassier aufgeführt. Im Juni 1942 bestätigte ihn SS-Hauptsturmführer Dr. Naschold „als Leiter der Abteilung VI im Ortsverband Flein des Reichskolonialbundes“.

Zu diesem Zeitpunkt hatte der Bund unter der Führung von Franz Ritter von Epp seine Bedeutung längst verloren und wurde ein knappes Jahr später aufgelöst. Die Aktivitäten meines Großvaters für das „Dritte Reich“ sind in seinem Spruchkammerverfahren aufgeführt, in dem er als „Belasteter“ angeklagt wurde – nach der Gruppe der „Hauptschuldigen“ die zweite Stufe der NS-Täter, die „Aktivisten, Militaristen und Nutznießer“ umfasste. Nach der Anhörung verschiedener Entlastungszeugen wurde Karl Wanner in die Gruppe der „Mitläufer“ eingereiht und musste eine Geldsühne von 200 Reichsmark bezahlen.

Mittwoch, 14. Oktober 1942

Helene tauscht Neuigkeiten aus

„Gestern war ich bei Marie...“ Helene ist bei ihrer Schwester Wilhelmine, genannt „Mamme Tränkle“, in der Heilbronner Werderstraße.

„Gibt's Neues von dene Kerle?“

„Der Helmut, hat sie gesagt, der Helmut hat geheiratet, da in Polen, wie heißt das jetzt, Generaldings. Das wissen sie, weil die SS bei ihnen vorher die Familienabstammung abgefragt hat. Der Arienachweis.“

„Der war doch schon mal verlobt, war des net vor dem Krieg?“

„Marie sagt, dass er das gelöst hat, oder hat lösen müssen, die hatte einen Judennamen, obwohl sie getauft war, die Familie, so genau wissen's sie nicht. Die Neue ist aus Bremen, aber sie haben ein Geschäft jetzt, in Polen, also dort bei Krakau!“

„Ist der Helmut dann nicht mehr bei der SS?“, will Mina Tränkle wissen.

„Doch, schon. Aber er ist eingezogen worden, obwohl sie das Geschäft haben dort, und die Frau ist schwanger!“

„Bleiben die dann da, im Generalgouvernement?“

Helene ist sich unsicher: „Ich weiß nicht. Das kommt doch sicher auch auf den Krieg an, oder meinst du nicht?“

„Habt ihr das nicht gelesen in der Zeitung? Stalingrad ist erobert, davon erholt sich Russland nicht.“

„Ich kenn mich nicht aus“, sagt Helene. „Ob das gut geht! Du weißt, was unsere Mutter immer gesagt hat!“

„Jaja, Übermut tut selten gut. Aber das ist doch was ganz anderes! Du musst auch aufpassen, was du sagst. Wir gewinnen den Krieg!“

„Ach Mine, ich will nicht streiten. Aber denk doch an dein Erwin! Im Lazarett gestorben, zwei Jahre ist des jetzt schon her! Und der Willi vom Dorle ist vermisst. Ich hoff bloß, dass meine Buben heil wieder kommen!“

„Hast ja recht, Helene, komm, trink noch ein Tässle! Wer weiß, wann ich wieder Bohnenkaffee krieg!“



Helmut Hildenbrand; 1942.

Helene Wanners Neffe Helmut, der Sohn ihrer Schwester Marie, hat im Gegensatz zu seinem Bruder ein wenig Karriere gemacht bei der SS. Er war im Generalgouvernement stationiert, zeitweise auf der berühmten Burg von Krakau, dem Dienstsitz von Hans Frank, der 1946 als einer der Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg gehängt wurde.

Aus den Akten geht hervor, dass Helmut Hildenbrand 1942 Geschäftsführer im Unternehmen seines Schwiegervaters in Jaslo bei Krakau war. Es firmierte als „Deutsches Geschäft“ und bot Kolonialwaren, Weine, Spirituosen und Obst und Gemüse im „Klein u. Grossverkauf“. Hildenbrands Verlobungen sowie die Heirat sind im Bundesarchiv in Berlin umfangreich überliefert; insbesondere die Feststellung der „arischen“ Herkunft wurde exakt dokumentiert.

Im Januar 1943 wurde die Tochter von Helmut Hildenbrand und seiner Frau in Jaslo geboren, die Ehe wurde nach dem Krieg 1952 „beiderseitig schuldig“ geschieden.

Sonntag, 6. Dezember 1942

Ruth bewundert Bruno

„Bruno ist jetzt Unteroffizier? Bei unserer Wehrmacht?! Er sieht gut aus, mit Infanteriesturmabzeichen in Silber! Und er hat das Ordensband vom Eisernen Kreuz II. Klasse! Er ist ein Held!“

„Ach Ruth“, Alwine teilt die Begeisterung ihrer jungen Stiefschwester nicht. „Da kommt’s doch nicht darauf an!“

„Doch, darauf kommt es an! Dass unsere Soldaten tapfer kämpfen für Führer, Volk und Vaterland!“

Ruth ist zum Nikolaustag bei Alwine zum Kaffee eingeladen und nascht in der Küche von den Christtags-Brötle, wie die Weihnachtsplätzchen auf Schwäbisch heißen.

„Der Roland wird sicher auch einmal Soldat!“, Ruth ist immer noch begeistert von ihrem schneidigen Schwager.

„Hoffentlich net! Stell dir doch vor, so lang Krieg bis der Roland groß ist! Es gibt doch jetzt schon kaum noch was auf Karten, was glaubst du, wo ich die Brötle her hab! Ich war extra in Feuerbach, beim Dalacker in der Schenkensteinstraße, der ist dem Bruno einen Gefallen schuldig und hat mir die Brötle ohne Karten gegeben! Ich geb dir ein paar für Vater und Mutter mit.“

„Das brauchsch net unbedingt. Der Vater meckert oft gegen die Verschwendung von Lebensmitteln, und dass man sparen soll, und da hat er doch sogar recht, findsch net au?“

„Wie machen wir’s an Weihnachten?“, Alwine wechselt das Thema:

„Kommt ihr zu uns zum Feiern? Wer weiß, vielleicht bekommt der Bruno einmal Urlaub?“

„Ich schwätz mit den Eltern. Ich weiß nicht, vielleicht gehen wir auch nach Flein über die Weihnachtsferien? Dann könnten wir am Heiligen Abend bei der Karlinen-Tante sein. Oder bei Hugo und Helene, die schlachten sicher wieder eine Sau.“

„Stimmt, dann könntet ihr uns was mitbringen, Wurstdosen vielleicht, oder Leber- und Griebenwürste. In der Stadt bekommen wir so was immer seltener. Sag mir halt bald Bescheid.“



Bruno Dossmann als Unteroffizier der Wehrmacht; 1942.

Mein Lieblingsonkel war ein lebhafter und positiver Mensch, trotz der schweren Kriegsverletzung, die er als Angehöriger der deutschen Wehrmacht davon getragen hat. 1943 ist erstmals ein Lazarettaufenthalt dokumentiert, 1945 der zweite mit dem Zusatzvermerk „Beinamputiert“: Der frühere Profifußballer musste nach dem Krieg mit Unterschenkelprothesen leben.

1911 als Sohn eines aus dem Elsass stammenden Kochs in Stuttgart als Deutscher geboren, galt er während seiner Profizeit bei Racing Strasbourg als Franzose und wurde nach seiner Rückkehr nach Stuttgart zur Wehrmacht eingezogen.

Montag, 5. Juli 1943

Helene und die Schwiegermutter

„Ich bin immer froh, wenn sie wieder weg sind, Karls Verwandtschaft. Sogar Mutter Wanner war da zu Karls 60. Geburtstag, Gottfried hat sie im Auto hergefahren von Stuttgart. Und das mitten im Krieg!

Karl war sehr stolz darüber, dass seine vornehme Verwandtschaft den Weg nach Flein gemacht hat, noch dazu in so einem vornehmen Wagen, irgendwie ein BMW oder so. Unser Nachbar, der Bauermanns-Vetter, hat extra ein Foto machen müssen mit dem Apparat vom Eberhard. Ob das was wird, mit dene Zimmermannsfinger? Ich steh halt in der Küche, hab mir grad noch den Schurz ausziehen können fürs Foto.

Zum Glück hat mir der Emmel fürs Geburtstagsessen ein Stück Schweinsbraten besorgt, unter der Hand, er schlachtet ja noch bei den Bauern. Der Karl darf das nicht wissen, so korrekt wie er immer noch ist. Mutter Wanner hat zum Glück auch davon gegessen, aber gleich wieder erzählt, dass Karls Schwester Lies in Berlin immer noch kein Fleisch isst.

Unsere Buben sind Gottseidank noch gesund, beide sind gerade im Westen, in Frankreich, der Frieder ist in Lyons, auf der Luftnachrichtenschule, er kommt dann als Bordfunker wahrscheinlich ans Eismeer.

Vorher war er in Berlin, so weit kommen die herum die Jungen heutzutage, in Berlin war er auch zur Ausbildung, er durfte sogar bei den Geschwistern vom Karl und bei der Mutter wohnen in Berlin. Da hat uns die Mutter einiges erzählen können, dass ihn die Zarah Leander ihr kleines Schwäble geheißen hat, als er hat Wachdienst machen müssen im Ministerium. Solche Geschichten, so berühmte Leut'!

In der Zeitung lesen wir von so vielen Kämpfen und Helden und Siegen, wo doch so viele schon gefallen sind, auch aus Flein. Beim Brenner-Schilling in Heilbronn habe ich letzte Woche im Schau- fenster gesehen, dass sie die Kriegsbeute ausstellen, die sie aus Russland mitbringen, aber können wir tatsächlich das große Russland besiegen?“



Familie Wanner in der Fleiner Torstraße; um 1943.

Die Familie posiert vor dem Auto, mit dem Gottfried, Emmy und Mutter Mathilde Wanner nach Flein gereist sind – es hat eine Stuttgarter Nummer. In der Mitte Mathilde, rechts Emmy und Gottfried, links Karl und Helene. Der 60. Geburtstag von Karl könnte der Anlass für den Besuch in Flein gewesen sein, und es war möglicherweise der letzte Besuch von Mathilde Wanner: Sie starb im Dezember 1944 in Berlin, 82 Jahre alt und 32 Jahre nach dem Tod ihres Mannes.

Die von Helene erwähnte Ausstellung bei Brenner-Schilling in der Fleiner Straße in Heilbronn trug den Titel „Beutestücke aus dem Feldzug gegen den Bolschewismus“ und stieß „bei den Heilbronner Volksgenossen – laut Heilbronner Tagblatt – auf großes Interesse“, wie die Stadtchronik berichtet.

Die Niederlage der Wehrmacht bei Stalingrad im Januar 1943 war der Wendepunkt des Krieges im Osten; am 5. Juli 1943 beginnt am Kursker Bogen die letzte deutsche Großoffensive, nach deren Scheitern die Rote Armee eine Gegenoffensive einleitet und immer weiter nach Westen vordringt.

Die Bevölkerung in Deutschland erfährt über den tatsächlichen Kriegsverlauf nur verkleidet in Heldenpropaganda.

Dienstag, 14. September 1943

August und sein Elsässer

„Ich bin froh, dass du noch bei mir bist!“, August Müller schaut die Stempel durch, die Auguste Barth gerade geschnitten hat.

„Danke, Herr Müller. Es ist mir auch lieber, in einer Werkstatt zu arbeiten als auf dem Acker.“

„Es sieht aber so aus, als ob du umgesetzt wirst. Keine Ahnung, wohin, aber meine Stempel und Messingschilder sind nicht kriegswichtig.“

August seufzt. „Dabei brauch‘ ich gerade jetzt Hilfe, wo meine Frau gestorben ist.“

„Aber Ihre Tochter hilft doch, steht jeden Tag im Tabakladen! Und kochen tut sie auch für Sie!“

„Stimmt, und zur Not geh ich hoch zu Schwester und Schwager. Und s‘Dorle bringt mir ja auch immer was rüber. Aber wenn ich jetzt so ganz allein bin, Frau tot, niemand mehr im Betrieb, beide Töchter sind weg, die eine nach Amerika. Und immer der Sirenenalarm wegen dene Luftangriffe!“

August ist deprimiert und klagt seinem Mitarbeiter sein Leid. Dabei ist der als Zwangsarbeiter ganz und gar nicht freiwillig in Heilbronn. Und sagt das jetzt auch:

„Sie haben es sicher schwer, Herr Müller. Aber denken Sie doch, meine Frau sitzt mit unseren drei kleinen Kindern allein daheim in Strasbourg und muss sich abrackern, um alle Mäuler zu stopfen. Ich weiß, dass ich offen mit Ihnen reden kann: Das mit Ihrer Frau tut mir leid, aber so ist das Leben. Und ich wäre auch lieber im Frieden und zuhaus im Elsass und hätte gern, dass das Elsass wieder fran-“

August hält ihm den Mund zu. „Sei vorsichtig! Du weißt nicht, wer uns zuhört! Sag‘s lieber net!“

Und dann: „So, und jetzt schaffen wir noch ein bissle, du kannst die Setzkästen sauber machen, solange du noch da bist!“



August Müller, der Bruder von Helene Wanner; um 1940.

Elisabeth Müller, geborene Scheufler, die Ehefrau von August Müller, ist am 14. Juni 1943 gestorben. August Barth aus Straßburg, wohnhaft in der Rue de Niederbronn, war nach eigener Aussage von 1940 bis 1943 bei August Müller. Im Rahmen des Lastenausgleichs gab er 1957 an, dass er als Schriftsetzer die einzige Arbeitskraft in der Stempelfabrik von August Müller war. Er bestätigte dabei auch die Angaben von Müllers Tochter Marta über die Ausstattung der Werkstatt. Marta Müller hatte nach dem Tod von Adolf Elsner einige Zeit dessen Modeladen als „MM-Moden“ weitergeführt, mit ihrer Heirat jedoch wieder aufgegeben. Sie wohnte danach mit ihrem Mann Erwin Schanzenbach im Osten der Stadt, unterhalb des Burgmals, in der damaligen Ludwig-Finckh-Straße, der heutigen Hermann-Hesse-Straße.

Das war auch der Grund, weshalb Marta Müller den Luftangriff auf Heilbronn am 4. Dezember 1944 überlebte – sie verließ das elterliche Haus kurz davor, August Müller und alle anderen Bewohner des Hauses verloren ihr Leben.

Montag, 6. Dezember 1943

Frieder schreibt an Onkel August

„Lieber Onkel August!

Du hast es sicher schon gehört: Nun bin ich am Polarkreis angelangt. Es hat bereits schon über 20°. Mittags um 1 Uhr wird es schon wieder Nacht. Mein Bestimmungsort ist wie angenommen. Es sind von hier noch 600 km. Wenn es wieder weitergeht, weiss ich noch nicht.

Wir sitzen hier also am A.d.W. Die beiliegende Zeichnung zeigt eine Karikatur, die bei uns in der Soldatenzeitung stand. Kannst Du mir bei Gelegenheit einen Stempel machen mit diesem Bild? Und mir schicken? Das täte mich arg freuen!

Dein Frieder“

Hoffentlich wird der Brief mit der Zeichnung nicht kassiert, denkt Frieder, als er das Kuvert zuklebt. Sie haben schließlich strenge Anweisung, nichts zu schreiben, was dem Feind Hinweise auf militärische Geheimnisse gibt.

Ach was! denkt er. Ob die wissen, was A.d.W. heißt?

Da kommen die Stubenkameraden aus dem Kasino zurück.

„Zeig her, Wanner, was schreibst du denn?“

„Bloß meinem Onkel! Ihr wisst doch, wegen dem Stempel!“

„Ich lass mir die Zeichnung tätowieren!“, Erich mischt sich vorlaut ein. „Mit Arsch der Welt!“

„Und wohin? Aber gib doch nicht so an. Wir sollten bissle vorsichtig sein. Wenn wir erst in Kirkenes sind, müssen wir zusammenhalten!“

„Hast du Angst, Kleiner?“

„Ja“, sagt Frieder. „Und tut jetzt bloß nicht so, als hättet ihr keine!“

„Man darf es halt nicht sagen.“ Erich ist nachdenklich geworden.

„Wenn wir auf Feindflug sind, bleibt alles Gesagte im Flieger. Und jetzt besorgen wir uns noch ein Bier für alle!“

„Am Polarkreis gehen die Lichter später aus!“

„Oder nie, aber das dauert noch ein paar Monate!“



Stempel aus dem Besitz von Frieder Wanner; 1943.

Der Stempel mit der Matrosenfigur in den Konturen von Norwegen und Finnland wurde von August Müller für seinen Neffen hergestellt, als dieser in Kirkenes am Eismeer stationiert war – buchstäblich am „A.d.W.“ (Arsch der Welt).

Er wird heute in der Ausstellung im Haus der Stadtgeschichte Heilbronn gezeigt, wo er dazu beiträgt, das Schicksal von Frieders Onkel August zu illustrieren: In einer Ausstellungseinheit über das Haus Fleiner Straße 9 in Heilbronn und seine Bewohnerinnen und Bewohner, unter dem Titel „Ein ganz normales Haus“.

Der zitierte Bericht Frieders stammt allerdings aus einer Weihnachtskarte, die er an seine Eltern geschickt hat; von der Bitte an Onkel August hat Frieder später erzählt, in seinem Nachlass findet sich auch eine Skizze der gewünschten Figur.

Der Zielort von Frieders Kommando war Kirkenes im Norden Norwegens, heute nur 7 km von der Grenze zu Russland entfernt. Auch zum Zeitpunkt der Stationierung lagen sich Deutsche und Sowjetsoldaten nah gegenüber.

Frieder war als Bordfunker dem Zerstörergeschwader 76 zugeteilt.

Sonntag, 26. Dezember 1943

Karl berichtet Frieder vom Fleiner Alltag

„Lieber Kleiner!

War das eine Freude, als gestern Nacht noch Dein Luftpost-Brief vom 17.12. eintraf, umsomehr, als wir seit Deiner Karte vom 6.12. nichts sonst bis jetzt von Dir erhielten, obgleich uns natürlich das Ende Deiner Reise + die Ankunft am Bestimmungsort mächtig interessieren würde.

Gestern Abend brachte uns Klaus Tränkle die Brustbild-Soldatenaufnahme, auch damit machtest Du uns große Freude und wir sagen Dir auch dafür herzl. Dank. Die übersandten Luftpostmarken sparen wir für eine besonders wichtige Sache. Ist's denn in den Zelten auch ein bisle gemütlich warm? Deine Schilderung der Ski Tour hat uns sehr interessiert. Es freut mich, dass Du auch der Gegend, in der du jetzt bist, Reize abgewinnst, man kann und soll das im eigenen Interesse überall tun.

Weihnachten (heil. Abend) feierten wir auch heuer wie gewöhnlich zusammen mit Onkels + gedachten natürlich dabei Euer viel, von Eberhard bekamen wir keine Weihnachtspost, auch von Berlin kamen die avisierten Weihnachtspäckchen nicht + kurz vor dem Fest hatten die dort unsere Weihnachtspäckchen auch noch nicht erhalten.

Onkels lassen deine Grüße herzlich erwidern, Onkel August werde ich sie kommenden Dienstag bestellen, er liegt zur Zeit an einer Nervenentzündung krank zu Bett. Habt Ihr übrigens ein Radio bei Eurem Kommando?

Von hier gibt's wenig Neues zu berichten, Alarme hatten wir verschiedentlich, jedoch nie etwas ernstliches.

Die neu gesetzten Bäumchen scheinen gut angewachsen, die Hühner legen z.Zt., dass es eine Freude ist.

Für's kommende neue Jahr wünschen auch wir Dir von Herzen alles Gute wie dies nur besorgte Eltern können, wir wollen auch im neuen Jahr Gott in uns lebendig halten, so dass wir auch in schweren Stunden, die dieses Jahr auch sicher bringen wird, nie ganz elend werden, auch wir hoffen + wünschen, dass es das Jahr des Friedens werde. Gott befohlen + herzl. Grüsse! Vater.“



Frieder als Soldat der Luftwaffe; 1943.

Mit großer Wahrscheinlichkeit handelt es sich bei dieser „Soldaten-Brustbildaufnahme“ um das Foto, das Karl in seinem Brief an Frieder erwähnt. Das Original ist koloriert und zeigt einen tatkräftig-mutig blickenden Soldaten, wie ihn sich die die Führung wünschte.

Der Brief aus der Feder Karls ist in diesem Fall einer der wenigen im Original erhaltenen Briefe, nur leicht gekürzt. Er steht für die Mischung alltäglicher Banalitäten und ernster Sorgen der Daheimgebliebenen, die in vielen dieser Briefe und Postkarten zum Ausdruck kommt.

Dienstag, 14. März 1944 Frieder im Schnee

„Dazu war ich doch nicht wochenlang auf Lehrgängen und auf der Luftnachrichtenschule, dass wir hier im Schnee liegen und Granaten abfeuern, zur Übung!

Aber bleibt uns nichts anderes übrig, gehört zum Dienst dazu. In der Saukälte! Minus 30 Grad, das ist schon frühlingshaft!

Zum Glück dauert der Dienst an der frischen Luft nicht so lang, wir sollen nur in der Übung bleiben. Und dass der Müller seine Befehle immer brüllt, das muss halt sein beim Militär. Zum Glück fliegt der nicht mit!

Wenn wir im Einsatz sind, da haben wir uns geschworen, dass wir nichts verraten, und dann hören wir BBC, merkt ja keiner, und wir hören Glenn Miller, In the mood, oder Chattanooga Choo Choo oder so ähnlich. Das gefällt uns allen.

Diese Flüge dauern oft Stunden, wir suchen nach Geleitzügen der Engländer und der Amerikaner. Inzwischen ist mir nur noch selten mulmig dabei, wir bekommen auch Fliegerschokolade, Scho-Ka-Kola, und manchmal Fliegermarzipan, so Pervitin, aber das vertrag ich nicht. Und eigentlich darf man es gar nicht mehr ausgeben. Viele nehmen es trotzdem.

Die Musik hilft besser, beim Wachbleiben. Und sie hilft mir auch jetzt gerade, im Kopf.

Nachher machen wir uns Grog. Das hilft noch besser, in der warmen Stube. Die Kameraden kommen allerdings immer auf dumme Ideen, im Moment wird wegen allem gewettet, letzte Woche haben zwei gewettet, wer sich traut vom Flügel unserer Fw 200 zu springen, auf den Beton, und der eine hat sich ein Bein gebrochen, der Depp, und jetzt sitzt er im Bau wegen Selbstverstümmelung.

Es sind viele Gerüchte unterwegs bei uns, manche behaupten, dass der Krieg sowieso verloren ist, ich auch. Trotzdem – wie lang geht's noch? Und kommen wir durch?“



„Scharfschiessen mit Granatwerfern“; 1944.

Frieder hat ein ganzes Fotoalbum mit Bildern seiner Soldatenzeit hinterlassen, beginnend mit seiner Zeit beim Reichsarbeitsdienst im Lager Eggenstein bei Karlsruhe April bis Oktober 1942.

Die Fotos sind wie dieses vielfach auf der Rückseite beschriftet, leider aber oft auch fest eingeklebt. Das Kreuz markiert vermutlich Frieder, das Foto gibt die unheroische Tristesse an der wenig umkämpften Front nahe des Eismees wieder. Auf den anderen Fotos in diesem Album sind viele Flugzeuge zu sehen, Raupenfahrzeuge, Schneekanonen, tiefverschneite Landschaften, dick vermummte Soldaten, eine Serienaufnahme der Mitternachtssonne.

Frieder war nur ein gutes halbes Jahr bei Kirkenes im Norden Norwegens stationiert, aber es hat seine Erinnerung an die Kriegserlebnisse dominiert, mehr als die vorausgehenden Stationen seiner Ausbildung – Augsburg, Berlin (Reichsluftfahrtministerium), Lyons (Luftnachrichtenschule) und Speyer (u.a. Heinkel-Werke).

Sonntag, 4. Juni 1944

Helene schreibt Frieder einen Brief

Jetzt wo der Karl unterwegs ist, schreib ich mal einen Brief an Frieder, denkt sich Helene und setzt sich an den Schreibtisch:

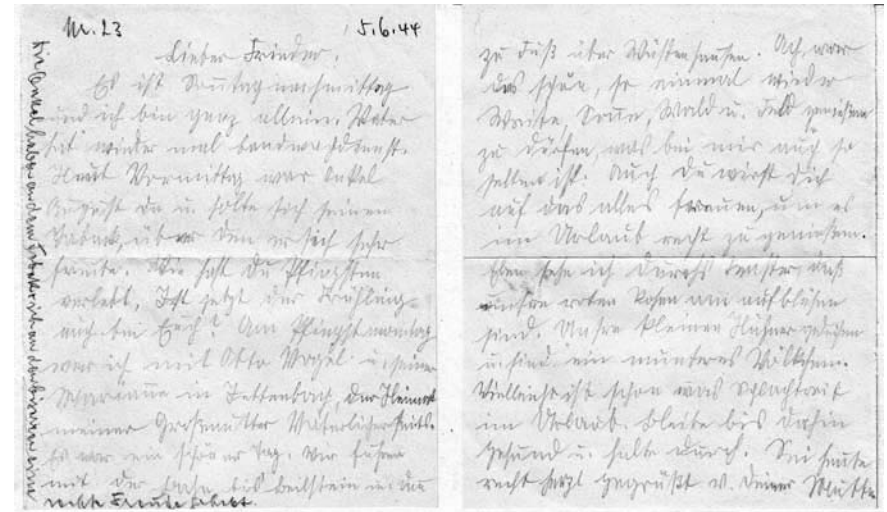
„Lieber Frieder.

Es ist Sonntagnachmittag, und ich bin ganz allein. Vater hat wieder mal Landwachdienst.

Heut Vormittag war Onkel August da und holte sich seinen Tabak, über den er sich sehr freute. Wie hast du Pfingsten verlebt? Ist jetzt der Frühling auch bei euch? Am Pfingstmontag war ich mit Otto Vogel und seiner Marianne in Jettenbach, der Heimat meiner Großmutter väterlicherseits. Es war ein schöner Tag. Wir fuhren mit der Bahn bis Beilstein und dann zu Fuß über Wüstenhausen. Ach, war das schön, so einmal wieder Wiesen, Sonne, Wald und Feld genießen zu dürfen, was bei mir auch so selten ist. Auch du wirst dich auf das alles freuen, um es im Urlaub recht zu genießen.

Eben sehe ich durchs Fenster, dass unsere roten Rosen am Aufblühen sind. Unsere kleinen Hühner gedeihen und sind ein munteres Völkchen. Vielleicht ist schon eines schlachtreif im Urlaub. Bleibe bis dahin gesund und halte durch. Sei heute recht herzlich begrüßt von deiner Mutter.“

„Sonst muss ich ja meine Grüße immer an den Rand quetschen! Das freut mich jetzt richtig, und dass ich dem Frieder von dem schönen Ausflug hab schreiben können, das war ja wirklich wie im Frieden! Wir haben auch eine gute Nachbarschaft hier bei uns, der Vogels-Vetter ist außerdem der Feuerwehr-Kommandant bei uns in Flein, das war ja mein Vater auch, damals. Wir halten zusammen in der Torstraße, der Emmel bringt immer mal was vom Schlachten mit, von's Krummlaufen gibt's manchmal Rüben, unsere Hühner legen gut, und wir haben immer noch Stoff und Faden und Nadeln, die wir an die Nachbarn geben können!“



Feldpostbrief an Frieder Wanner; 4. Juni 1944.

Der Text des zweiseitigen Briefs an Frieder stammt zum größten Teil und ausnahmsweise von seiner Mutter Helene; Karl ergänzte nur am Rand einen etwas unvollständigen Satz („Die Onkel haben an dem Tabak + ich an den Cigarren eine rechte Freude gehabt“). Er schrieb dann am Folgetag das Datum darauf und adressierte den Umschlag: „Feldpost / Gefr[eiter] Fr. Wanner | L 34059 | Lgpa. [Luftgau-Postamt] Berlin.“ Schließlich setzte er noch seinen Firmenstempel als Absender darauf.

Frieder kam vermutlich im Juli 1944 zu seinem letzten Fronturlaub nach Flein, bevor er zu einem „Offiziers-Auswahl-Lehrgang“ abkommandiert wurde. Er musste nicht mehr ans Eismeer zurück.

Von diesem letzten Urlaub hat er später immer wieder berichtet: Er hatte sein Marschgepäck in Heilbronn bei seinem Onkel August zurückgelassen, um es nicht nach Flein schleppen zu müssen. Dort kam es zum großen Streit mit seinem Vater, der diese verbotene Handlung nicht akzeptieren wollte und sogar damit drohte, Frieder zu melden. Nur die sofortige Zurückrufung des Urlaubers glättete die Wogen und Frieder holte auf dem Weg zum Bahnhof sein Marschgepäck bei Onkel August in Heilbronn wieder ab.

Frieder berichtet in seinen eigenen Worten: „Wo ich das geholt habe, also das werde ich nie vergessen, wie er dann richtig geheult hat und gesagt hat, Bub, und hat mich in den Arm genommen, und hat gesagt wir sehen uns nicht mehr. Aber er hat eher gedacht, ich gehe ins Unglück!“

Sonntag, 18. Juni 1944

Ruth bei den Kreismeisterschaften

„So ein schöner Wettkampftag! Fast wie im Frieden...“

„Ach Ruth, weißt du noch genau wie das war, vor dem Krieg?“

Ruths Schulfreundin Lotte ist skeptisch. „Damals waren wir doch noch Kinder!“

„Stimmt. Aber jetzt ist der Krieg doch bald zu Ende. Gestern stand in der Zeitung, dass die Entscheidung näher kommt! Und hast du das gelesen, mit der neuen Waffe? Ich hab's mir ausgeschnitten:

„In dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, wissen wir nur, daß der Raum Groß-Londons und die Gebiete Südenglands mit neuartigen Sprengkörpern schwersten Kalibers beschossen werden. Wir wissen weiter, daß auf der britischen Insel eine erklärliche Aufregung herrscht. Mehr wissen wir nicht. Jedoch ist es nicht notwendig, die neue Waffe zu kennen. Hauptsache ist, daß sie jetzt eingesetzt wurde und daß sie uns der Entscheidung näher bringt.“

Das ist doch toll!“

„Habt ihr auch die Karte gesehen im NS-Kurier?“

Der Sportlehrer des Seminars ist zu ihnen getreten.

„Schon, nicht so genau...“, Ruth weicht aus. Erdkunde ist nicht ihr bestes Fach. Die ganzen Pfeile haben sie verwirrt, aber da war doch auch zu lesen, wie machtvoll die Abwehr war.

„Wärmt euch schon mal auf für die Staffel“, sagt der Lehrer, ohne weiter auf die Invasionspläne der Alliierten einzugehen, und geht zu den Schiedsrichtern am Startplatz.

„Was hat er jetzt gemeint damit?“ Ruth ist verunsichert.

Lotte lacht auf: „Ach, du bist doch immer noch naiv! Wer glaubt denn noch, dass so große Armeen von allen Seiten...“

„Sei ruhig! In der Zeitung steht doch, wie heldenhaft unsere Soldaten kämpfen! An der Küste der Normandie werden Heldentaten vollbracht, die, wie es uns scheint, nicht mehr überboten werden können“, zitiert Ruth weiter.

„Du sagst doch immer gern: Wer's glaubt wird selig.“

„Und wer's nicht glaubt, kommt auch in den Himmel.“ Ruth fühlt sich sehr unwohl dabei.



Ruth Kühner beim Weitsprung bei den Kreismeisterschaften in Esslingen; 1944.

Der „Stuttgarter NS-Kurier. Gauorgan der NSDAP“ und dem Untertitel „Stuttgarter neues Tagblatt“ war seit 1934 die einzige Tageszeitung in Stuttgart und wurde sicherlich auch bei Familie Hagdorn / Kühner gelesen. Die Zitate stammen aus der Samstagsausgabe vom 17. Juni 1944, die kriegsbedingt nur zwei Seiten umfasste.

Über ein Ereignis wie die Leichtathletik-Kreismeisterschaft in Esslingen wurde schon lange nicht mehr berichtet.

Samstag, 9. Dezember 1944

Karl trauert der guten alten Zeit nach

„Lies hat gerade telefoniert, Mutter ist vorgestern gestorben, zum Glück ging der Apparat. Bei ihnen in Berlin ist alles kaputt, und bei uns – Flein geht ja, aber am Montag haben sie Heilbronn bombardiert, die Engländer, alle tot, Schwägerin und Schwager und alle, von August keine Nachricht.

Im Keller in der Fleiner Straße war er nicht, ich habe es kaum ausgehalten gestern, aber wir waren die einzigen Verwandten, um die Leichen zu identifizieren. Am schlimmsten war das mit der kleinen Hildegard, sie war erst 8, auf dem Schoß von Emme, daran haben wir sie erkannt, geschmolzene Leichen, den Feuerschein der Stadt konnte man sicher noch in Stuttgart sehen. Diese Verbrecher, diese Engländer, unsere hätten so etwas sicher nicht getan. Wir auch nicht, 14/18, auch nicht gegen die Russen, wir waren doch immer noch anständig!

Mutter Mathilde ist im Bett gestorben, war gerade kein Angriff auf die Reichshauptstadt. Wir haben hier ja immer gesagt, was für ein Blödsinn, nach Berlin zu ziehen, gerade im Krieg, hier ist es doch viel sicherer, und jetzt das. Heilbronn ist ausgelöscht, wir Fleiner mussten uns gestern den Weg bahnen, Otto Vogel hat mich begleitet, er war mit seiner Feuerwehr nach dem Angriff ausgerückt, sie haben versucht zu löschen, kamen aber nur bis zum Südbahnhof und zum Knorr und haben getan, was sie konnten.

Erst gestern haben wir dann gesehen, Otto Vogel konnte nicht verstehen, dass selbst tiefe Keller ausgebrannt sind. Und die Menschen erstickt. Heilbronn ist eine Trümmerwüste.

Wie wird es uns noch ergehen? Die Zeitung schreibt vom Endsieg, von meinen Buben keine Nachricht, tot oder gefangen?

Ich kann nicht aufhören, das Familienfoto anzuschauen, wie konnte all das verschwinden, uns ging es so gut damals in Steinbach. Jetzt möchte man fast nicht mehr leben. Frieder sagte beim letzten Urlaub, dass der Krieg verloren ist. Das darf man doch nicht sagen!

Aber wenn er recht gehabt hat?“



Gottfried und Mathilde Wanner mit den Kindern Karl und Julie; um 1888.

Das Bild mit einer intakten Familie, es stand gerahmt bei meinen Großeltern auf dem Schreibtisch. Karl Wanner hat es immer in Ehren gehalten.

Seine Eltern waren noch jung auf dem Bild, der Vater Mitte 40, die Mutter Ende 30. Von ihren insgesamt 11 Kindern, die sie zwischen 1883 und 1902 geboren hat, sind nur die beiden Ältesten auf dem Foto. Es könnte nach Klaras Geburt entstanden sein, vielleicht Ende 1889, Klara kam am 30. Juli 1889 auf die Welt. Und vor Mathildes nächster Schwangerschaft, Frida wurde im Dezember 1890 geboren. Karl war damals sechs Jahre alt, Julie vier.

Als Fotograf ist Karl Liebhardt genannt, er hatte seit 1880 sein Atelier in Esslingen. 1894 wurde er zum Königlich Württembergischen Hoffotografen ernannt, was auf dem Foto sicherlich genannt worden wäre.

Dienstag, 13. Februar 1945 Frieder wird abgeschossen

„Nichts wie runter vom Turm! Die haben uns im Visier!“
Frieder packt sein Marschgepäck und rennt hinter Gustav her.
„Was ist denn passiert?“, will er rufen, als ein Treffer den Turm zum Wanken bringt. Gipsbrocken und Dreck und eine Staubwolke verdecken die Sicht auf den Kameraden.
Frieder nimmt den nächsten Treppenabschnitt, fünf oder sechs sind es, die genaue Zahl hat er vergessen, obwohl man ihnen das immer eingeschärft hat: „Wenn ihr die Flak auf einem Kirchturm einrichtet, merkt euch, wie weit es nach unten ist!“
Egal, an der Uhr ist er vorbei, weiter, weiter!
Noch ein Treffer, weiter weg, die Tommys müssen sie entdeckt haben. Unten quietscht die Kirchturmtür. Gottseidank, Gustävle ist draußen, Frieder hat nur noch zwei Abschnitte.
Halb springend, halb fallend kommt er unten an, raus aus der Tür, weg vom Turm und von der Kirche.
„Das war eine Luftmine!“, sagt Gustav. „Wir haben Glück gehabt, dass der Turm nichts abbekommen hat!“ Er zeigt auf das Kirchenschiff, der Ostteil ist wie abrasiert.
„Scheiße! Was machen wir jetzt?“
„Zurück zum Stab halt! Latschen!“
„Soll ich das Funkgerät noch runter holen?“
„Frieder, bist du wahnsinnig? Denkst du, du kommst da heil rauf und wieder runter? Der Turm hat doch auch was abgekriegt, so wie das gewackelt hat!“
„Hast recht, Gustävle! Marschieren wir los, Abteilung marsch runter ins Tal des Lieser!“
„Klingt vornehm. Vornehmer als Neckar!“
Ja, das stimmt, denkt Frieder. Ob wir den nochmal sehen mir zwei Schwäble?
Halt, der Gustav ist ja gar keiner, der ist aus Wimpfen, und was die sind, Hessen oder was, weiß ja keiner so recht.



Kirche in Manderscheid in der Eifel; 1980er Jahre.

„Manderscheid Eifel am 13.2.45 wurde ich von diesem Turm durch Art. Beschuss abgeschossen“ – das hat Frieder auf die Rückseite dieses Fotos geschrieben. Er hat das Foto bei einer Reise aufgenommen, die er zusammen mit Ruth wohl in den 1980er Jahren unternommen hat und auf der sie einige Orte der Erinnerung besucht haben. Die Kirche war 1945 zerstört worden, nur der Turm blieb erhalten. Frieder war nach der Rückkehr aus Norwegen als „VB-Funker“ der „3. schweren Flak-Abt. 513 (mot.)“ zugeordnet: „3. und 4. Schlacht um Aachen. Panzervorstoß – Ardennen-Offensive St. Vith – Bastogne – Ahrhütte“ führt er für die Zeit Oktober 1944 bis Mai 1945 auf.
Für den letzten Teil des Krieges zählt er auf: „8.3.45–18.4.45 Stab leichte Flak Abt. 784 (mot.) Rgt. 18 Schloss Birlinhoven Schloss Altglück Strassenkämpfe Bonn-Köln-Siegburg Burg a.d.Wupper“.
Ein Tagebuch, in dem er die letzten Kriegstage und die Erlebnisse während seiner Gefangenschaft geschildert hat, war leider nach verschiedenen Umzügen nicht mehr auffindbar.

Samstag, 7. April 1945

Helene weint um ihren Bruder

„Ach Gott, ach Gott, so ein Unglück! Der Eberhard, grad jetzt, wo es doch nemme lang dauern kann, die Ami stehen schon auf der Höhe bei Frankenbach, und die schießen mit Granaten auf Heilbronn und Flein, und jetzt hat's den Eberhard getroffen. Erst der August am 4. Dezember, und jetzt der Eberhard, beide Brüder sind tot!“

Karl nimmt seine kleine Frau in die Arme.

„Und von unsern Buben haben wir auch so lang nichts mehr gehört, seit der Frieder letztes Jahr im Urlaub da war!“

„Wir können es nicht ändern. Wir müssen zusammenhalten. Nächste Woche ist die Beerdigung vom Eberhard, wir müssen der Helene helfen dabei!“ Karl versucht, seine Frau zu trösten.

„Du hast recht, aber es ist schwer. Gott prüft uns! Weil wir ihn vergessen haben!“

„Das stimmt doch net. Du gehst so oft in die Kirche! Der Pfarrer Eitle hat für uns und unsere Buben gebetet, vor allem für den Frieder!“

„Probier noch mal, ob wir der Mama Tränkle anläuten können!“

„Helene, das hat kein Sinn, das Telefon tut nicht. Wir können bloß abwarten, bis die Ami da sind. Unsere haben jetzt doch keine Chance mehr.“

„Siehst du's endlich ein. Der Frieder hat recht gehabt, der hat's schon gewusst.“

Karl nickt. „Komm, wir gehen rüber zur Helene und fragen, ob sie bei uns übernachten will, bis es vollends vorbei ist. Sie ist ganz allein, so ohne Kinder, und bei uns kommt's net so darauf an. Platz haben wir, s'Fräulein Jäckle wird auch nichts dagegen haben.“ Helene sammelt sich und löst sich aus der etwas steifen Umarmung.

„Komm, dann gehen wir gleich los, solange es noch hell ist. Ich nehme den Rest vom Mittagessen mit, Schwägerin Helene muss auch was essen!“

Gefallen am Familienstand: 6. April 1945		Familienangehörige:			
Zu- name	vor- name	Diese Seite ist nur auszufüllen, wenn nicht ein Fam.-Reg. Eintrag gemacht wird.			
geb. am		Ehefrau	geborene		
in		geb. am	in		
Staatsangehörigkeit		Religion			
Gemeindebürgerrecht		Kinder:			
Stand, Beruf, Gewerbe, oder Beschäftigung		Namen	Geburtsstag	Geburtsort	Stand Beruf
Religion					
früherer Wohnort					
Zeit und Ort der Eheschließung (wenn nicht bei Fam.-Reg. eingetragen)					
Bemerkungen:	Gefallen am 6. April 1945 in Flein				
Zu- name	vor- name	vergl. Familienregister Band II, Blatt 250			
M 149 c		Nachdruck verboten.			

Eintrag auf der Meldekarte von Eberhard Müller: „Gefallen am 6. April 1945 in Flein“.

Eberhard Müller wurde auf dem Fleiner Friedhof im Grab seiner Eltern beerdigt. Außer Pfarrer Karl Eitle, Bürgermeister Adolf Beißwänger und Totengräber Friedrich Kübler war nur Karl Wanner anwesend; die kleine Trauergemeinde musste angeblich mehrfach Schutz im frisch ausgehobenen Grab suchen, da der Beschuss durch die alliierte Artillerie noch nicht beendet war.

In diesen Tagen Anfang April 1945 starben mehr als 20 Menschen in Flein durch den Artilleriebeschuss, darunter auch mehrere Zwangsarbeiter.

Im Sterberegister hat Bürgermeister Adolf Beißwänger eingetragen: Eberhard Müller „ist am 6. April 1945 um 20 Uhr 00 Minuten in Flein in seinem Hause durch Artillerie-Geschoß gefallen. [...] Ingetragen auf Grund amtlicher Feststellung des Bürgermeisters in Flein“.

Eberhard Müller und seine Frau Helene geborene Heinzelmann waren kinderlos geblieben. Im Grab auf dem Fleiner Friedhof sind in den folgenden Jahrzehnten auch Karl und Helene Wanner sowie meine Eltern Ruth und Frieder Wanner bestattet worden. Karl ist am 15. März 1969 gestorben – am Tag vor meiner Konfirmation. Helene überlebte ihn um mehr als elf Jahre, sie starb am 8. September 1980.

Sonntag, 15. April 1945

Ruth unterrichtet in Willsbach

„Da sitz ich jetzt beim Hauptlehrer Haas in der Wohnung, in Willsbach, ich mach bald meine zweite Dienstprüfung. Der Krieg ist vorbei, in Flein sind die Ami gestern einmarschiert im Dorf, meine Mutter hat hier antelefoniert, alles ist gut gegangen, sie haben alle Häuser durchsucht, nach Soldaten und Nazis, sie haben Fotoapparate und Radios mitgenommen, der Schick und seine SSler haben vorher noch s'Dorf anzünden wollen, aber sie sind schließlich abgezogen in den Talheimer Wald.

Bei uns in Willsbach war's vorgestern auch so, am Abend gab's noch Beschuss, als die Ami schon hier waren, durch die Deutschen, die schießen auf uns, obwohl sie doch wissen, dass sie uns treffen, uns Deutsche!

Zwei Willsbacher sind ums Leben gekommen dabei, dem Schulhaus und den Lehrerwohnungen ist nichts passiert. Wie geht's jetzt weiter? Die Schule bleibt erstmal zu, ich probier morgen, irgendwie nach Flein zu kommen. Das Leben geht doch weiter. Nach Stuttgart können wir nicht mehr, die Wohnung ist ausgebombt, wir haben uns in Flein eingerichtet. Die Hausleute haben uns Platz gemacht, sie ziehen aus, sobald sie können, zum Glück gab es in Flein wenig Zerstörung, bloß ein paar einzelne Häuser haben Treffer abbekommen. Trotzdem hat es noch einen alten Freund von meinem Vater erwischt, der Eberhard Müller, am Freitag vorletzte Woche, beim Beschuss.

Ich hätte das alles nie gedacht, dass die Amerikaner einfach bei uns einmarschieren? Ich hab' an den Endsieg geglaubt, aber hier sagen alle, dass das gelogen war. Alle um mich rum, die anderen Lehrer, alle wussten schon lang, dass der Krieg falsch war. Dass wir den nicht gewinnen konnten. Aber vorgestern haben sie hier in Willsbach noch Panzersperren gebaut, bei uns am Ortseingang, vor der Kirche und vor der Schule. Die sind einfach drüber gefahren, wie nix, wir waren im Keller und sind dann raus. Die Kinder hatten frei.

Ich glaub, es wär nichts weiter passiert, wenn die Deutschen nicht angefangen hätten zu schießen, von Löwenstein herunter.“



Ruth in Willsbach; Anfang 1945.

Das Schuljahr 1944/45 verbrachte Ruth nach Abschluss ihrer Ausbildung im Lehrerseminar in Esslingen in Willsbach im Weinsberger Tal, wohin sie versetzt worden war. Sie unterrichtete bei den Schülern der 2. und 3. Klasse, nach ihren handschriftlichen Aufzeichnungen nach dem alten Lehrplan – „Das Kind in seinem Volke“ mit den Themen „Das Hakenkreuz“, „Der Führer-Geburtstag“, „Opfersonntag (Gemeinnutz geht vor Eigennutz – W.H.W.)“ bis hin zu „Unsere Wehrmacht. Sei stolz ein Deutscher zu sein.“

Ruth Kühner wurde am 30. August 1945 auf Befehl der Amerikanischen Militärregierung aus dem Schuldienst entlassen.

Donnerstag, 2. August 1945 Siegfried nimmt Abschied

„Der Gestank ist unerträglich. Ich halte das nicht aus, die Schmerzen, der Gestank, wo bin ich?

Wie schön Tübingen in der Abendsonne ist!

Hermann, du musst meinen Eltern, meinen Eltern, mein Vater, du musst ihnen sagen, dass ich verreckt bin, erbärmlich, im Lager, bei den Russen.

Grüß meine Mutter, meinen Vater, der heißt auch Hermann!

Sag ihnen, ich war kein guter Soldat, ich wollte doch lieber Ingenieur werden, am Zeichentisch Dinge erfinden.

Hermann, bleib noch da, ich muss doch noch sagen, was du ihnen sagen sollst, du kommst sicher durch, du hast ein Metzgergemüt, ich bin nur ein dünner Hendschich, war nie besonders kräftig.

Trotzdem haben sie mich Siegfried getauft! Siegfried!

Ich wollte nie ein Held sein, nur Ingenieur wie mein Vater, wie Onkel Gottfried. Du musst ihnen das alles sagen.

Hermann! Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr reden, sag ihnen, wie wir hier verrecken!

Gib mir einen Schluck Wasser. Wasser!

Es gibt keines.

Und der Gestank ist unerträglich. Ich habe mich wieder vollgeschissen.

Hermann, weißt du eigentlich, wie schön Tübingen in der Abendsonne ist? Warst du überhaupt schon mal dort? Wo bist du her?

Aus Vimbuch?

Du weißt gar nicht, von was ich rede. Du warst noch nie in Tübingen, du bist halt ein Metzger. Was sagst du? Ein badischer Metzger? Und jetzt musst du weiter, ich bin nicht der Einzige, der gerade verreckt?

Du grober Dinger, aber du hast recht.

Ich komm' nicht mehr nach Hause.

Ich geh' jetzt heim.“

Etwa Anfang März 1945 ist dann Siegfried Wanner in unser Hospital und zwar in das Zimmer eingeliefert worden, in dem ich als Krankenpfleger tätig war. Daß er vorher schon im Lazarett des Lagers 168 war, weiß ich nur von der Erzählung von Siegfried Wanner. Ich habe in erst im Hospital in dem von mir betreuten Zimmer kennengelernt. Er litt an Lungenentzündung, bekam dazu noch Fleckfieber, von dem er allerdings meines Erinnerns wieder befreit wurde, und später noch Darmvereiterung, magerte bis zum Skelett ab und konnte nur noch mit angezogenen Beinen liegen. Er ist dann Anfang August 1945 in meiner Gegenwart gestorben. Daß er es überhaupt so lange aushielt, war nur seinem guten Herzen zu verdanken. Er war sich mindestens in letzter Zeit bewußt, daß er nicht wieder gesunden werde und bat mich wiederholt, seine Eltern in Tübingen von seinem Ableben zu verständigen. Diesem Auftrage bin ich auch vom Heimkehrer-Lager Ulm aus durch Vermittlung von Damen des Suchdienstes nachgekommen. Es bestehen also keinerlei Zweifel in der Richtung, daß der anfangs August in dem Hospital in Minsk verstorbene, der auf dem Lichtbild abgebildete, mir als Siegfried Wanner bekannt gewordene junge Mann war.

Zeugenaussage des Metzgers Hermann Pfeifer über den Tod von Siegfried, aufgenommen vom Badischen Notariat II Bühl; 22. November 1948.

Mehrere Zeugen berichteten den Eltern nach 1945, wie Siegfried starb: Anfang August 1945, in Minsk, im Lager 168.

Hermann Pfeifer, ein Metzger aus Vimbuch, unterzeichnete 1948 eine eidesstattliche Erklärung, dass Siegfried Wanner Anfang März 1945 im Hospital des Lagers eingeliefert wurde, in dem er selbst nach einer durchgestandenen Lungenentzündung als Krankenpfleger eingesetzt war.

Siegfried litt ebenfalls an einer Lungenentzündung, bekam Fleckfieber, hatte einen vereiterten Darm und starb ein halbes Jahr später. Auch an Unterernährung. Siegfried war schon Monate vorher 1944 in Kriegsgefangenschaft geraten und im Kriegsgefangenenlager Kaunas in Litauen interniert worden, vermutlich im Zusammenhang mit dem Vormarsch der Roten Armee nach Litauen im Juli 1944.

Dienstag, 21. August 1945

Frieder kommt wieder nach Hause

„Am 24.4.1945 kam ich in Lohmar bei Köln in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Nach vielen Schlägen und aller persönlichen Dinge einschließlich Uhr beraubt, wurde ich in den Keller des dortigen Rathauses gestossen.

Mehrtägiger Transport ohne jegliche Verpflegung über Düsseldorf, Solingen nach Büderich bei Wesel am Niederrhein. Wir waren ungefähr 50 Mann.

Auf freiem Feld wurden wir abgeladen und mit 60.000 Mann in einem mit Stacheldraht umzäunten Acker eingepfercht. Am nächsten Tag wurden 60 Pferche mit je 1000 Mann abgezirkelt. Mit Essbesteck und Kochgeschirr haben wir uns Löcher gegraben, in die wir ohne Abdeckung hinein krochen. Bis zum 22. Mai Kartons ausgegeben wurden, war man der Witterung ungeschützt preisgegeben. Täglich wurden Lastwagen mit Toten abtransportiert. Die Verpflegung war sehr, sehr knapp und unregelmäßig. Amis machten sich einen Spass und warfen öfters Brotbrocken über den Zaun in die tobende gierige Menschenmenge. Auch wurden vor unseren hungrigen Augen öfter grössere Mengen Nahrungsmittel mit Benzin übergossen und verbrannt.

Am 2. Juni 1945 begann ein Fußmarsch nach Rheinberg. Dabei sind viele an Erschöpfung gestorben. Die Toten und sonst Liegengebliebene wurden auf einen Lastwagen geworfen. Die übrigen mit Gewehrschüssen und Kolbenschlägen weitergetrieben.

In Rheinberg wurden am 11.6.1945 Süddeutsche aus der amerikanischen Zone aussortiert und nach Remagen in Marsch gesetzt. Von dort am 17.6.1945 im Fussmarsch nach Sinzig. In Sinzig wurde neu eingeteilt, und zwar nach Heimatkreisen. Dabei haben sich 5 Fleiner, 2 Talheimer und eine grosse Gruppe Heilbronner zusammengefunden.

Wir Fleiner blieben zusammen und bestiegen am 28.6.1945 mit jeweils 60 Mann offene Güterwagen. Über Mainz, Mannheim, Heidelberg, Sinsheim – Eppingen ging es nach Heilbronn. Vom Hauptbahnhof im Fussmarsch ins Kriegsgefangenen-Lager Böckingen.“



Das Gefangenenlager bei Böckingen; 1945

Frieders Aufzeichnungen zu seiner Zeit in der Kriegsgefangenschaft sind nicht ganz konsistent – an anderer Stelle hat er den 21. April 1945 als den Tag benannt, an dem er in Gefangenschaft geriet. Aber er hat sehr oft über diese entbehrungsreiche Zeit erzählt, über den Hunger und dass er bei seiner Entlassung nur noch 43 oder 44 kg wog.

Im großen Gefangenenlager in Böckingen (PWE 10) war er nur kurze Zeit, wobei seine Angaben auch hier etwas auseinandergehen; im links zitierten Bericht, den er wohl einige Jahre später niederschrieb, nannte er den 1. Juli als Tag seiner Entlassung, „nach umfassenden mehrfachen Verhören durch einen schwäbisch sprechenden jüdischen Offizier“.

An anderer Stelle nannte er den 21. August 1945, wobei er das Böckinger Lager als „gut organisiertes Lager mit Zelten und regelmäßigem Essen“ charakterisierte.

„Ich erhielt den ersehnten Entlassungsschein mit der Begründung, dass meine Dienstzeit bei der Air Force beendet sei. So einfach war das!

Am 1. Juli wurden wir auf einen Lastwagen geladen und in die Wilhelmstraße zur Militärregierung gekarrt. Dort hiess es: Lets go, und wir konnten nach Flein marschieren.“

Samstag, 24. November 1945

Karl muss schippen

„Die behandeln uns wie Rekruten!“ Karl ist ärgerlich. „62 bin ich, ein angesehener Bürger, und muss jetzt am Samstagmittag antreten mit Schaufel oder Hacke, zur Schippaktion! Jeden Samstag! Vor dem Rathaus! Dass es alle sehen!“

Helene steht am Herd und zuckt zuerst nur mit den Schultern, dreht sich dann aber um zu Karl: „Es müssen doch alle antreten, alle waren doch mit dabei.“

„Stimmt, aber trotzdem, ein richtiger Nazi war ich doch nicht.“

„Sogar der Eberhard tät antreten müssen, wenn er noch am Leben wär! Und der war vorher sein ganzes Leben Sozi!“

„Trotzdem, dass die damit drohen, dass sie uns wegen Sabotage an die Militärregierung melden, wenn wir nicht kommen! Als wären wir Deserteure, Verbrecher, dabei haben wir uns bloß für die Gemeinschaft und fürs Dorf eingesetzt!“

„Aber der Krieg? So viel Zerstörung, und unser Großer ist noch in Gefangenschaft, bei den Engländern. Und das mit den Juden! Dass die alle weggekommen sind!“

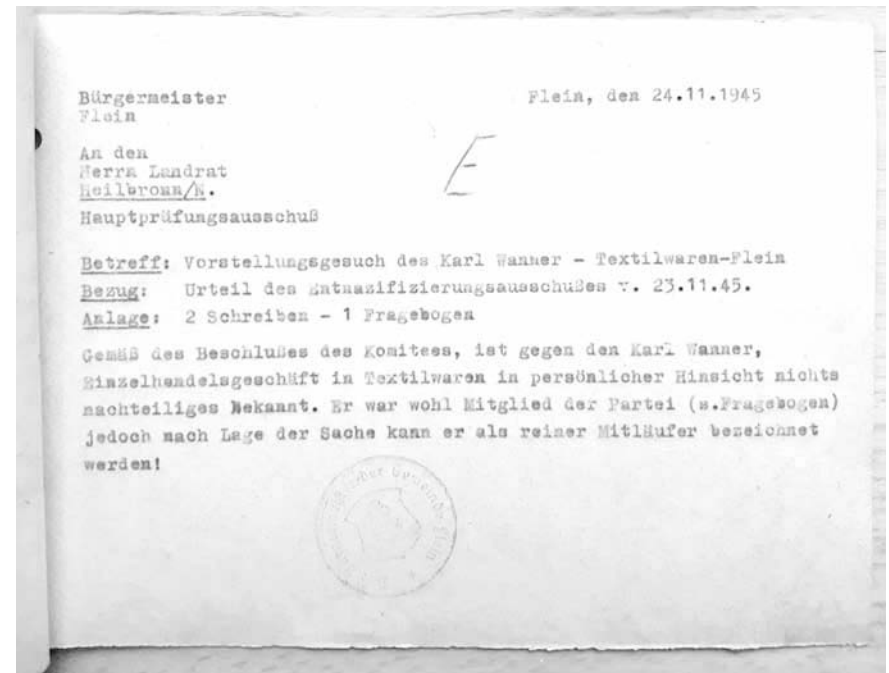
„Hasch ja recht. Aber ich hab doch nichts Unrechtes getan! Ich habe dem Selz doch noch zugeredet, dass er mit seiner Frau nach England soll! Ich kann doch nichts dafür, dass er auch ... Wir wussten doch auch gar nicht, was die Nazi vorhatten mit denen.“ Helene schüttelt den Kopf. „Ach Gott ach Gott, ob das je wieder gut wird? Jetzt zieh dir halt Schaffhosen an und geh zum Rathaus, es wird schon net so schlimm!“

„Du hast leicht reden, du musst nicht mit. So eine Schande.“

„Es war halt Unrecht. Alles!“

„Aber's wird doch net wieder gut, wenn mir jetzt a bissle Trümmer räumen. Du machst dir keine Vorstellung, wie's aussieht in Heilbronn!“

„Jetzt geh halt schon, ich koch' nachher noch was zum Abendessen!“



Fazit des Entnazifizierungsverfahrens gegen Karl Wanner; 24. November 1945.

Unter der Signatur A 1509 finden sich im Fleiner Gemeindearchiv Mitteilungen über die Fleiner Parteimitglieder und Funktionsträger an das Landratsamt, wohl als Vorbereitung der Spruchkammerverfahren. Sie sind vom Interims-Bürgermeister Willy Böbel unterzeichnet – er war von der Militärregierung für den abgesetzten Adolf Beißwänger eingesetzt worden – und beschreiben die betreffenden Personen ausnahmslos als unschuldige und harmlose Mitläufer.

Das gilt auch für meinen Großvater Karl Wanner: Er kann „nach Lage der Dinge [...] als reiner Mitläufer bezeichnet werden.“ Und bei den meisten heißt es überdies ebenfalls, dass „in persönlicher Hinsicht nichts nachteiliges bekannt“ ist. Bei den sehr aktiven Funktionsträgern heißt es oft, „seine einstmalige Mitgliedschaft zu Partei geschah unter mehr oder weniger Druck“ – so etwa bei Friedrich Trölsch, dem späteren Schwiegervater von Frieder Wanners Bruder Eberhard. Zu den Entnazifizierungsmaßnahmen gehörten auch Arbeitsdienste für die ehemaligen Parteigenossen; wie Karl Wanner haben fast 100 Fleiner Pgs am 22. November unterschrieben, dass sie den „Befehl der Amerikanischen Militär-Regierung“ zur Kenntnis genommen haben, „jeden Samstag nachmittag um 13.15 Uhr zur Schippaktion mit Schaufel oder Hacke vor dem Rathaus anzutreten!“

Sonntag, 1. Juni 1947

Frida ist schockiert von Brunos Hotelbetrieb

„Ich freu mich, dass ihr Stuttgarter extra nach Flein zu uns zu Besuch kommet! Roland, ich hab sogar extra Hefezopf backe, fragt net, mit was! Die Nachbarn henn ausholfe, mit Eiern, und beim Trölsch hab ich ein bissle Hefe kriegt. Wie geht's euch? Wie send ihr herkomme? Mit dem Holzvergaser?“

Bruno strahlt: „Ich bin jetzt Hotelier! Die Stadt hat mir den Leonhardsbunker verpachtet! Und es ist immer voll, 24 Zimmer haben wir!“

„Aber das ist doch keine gute Gegend! Was sind denn das für Gäste? Doch nicht ...“

Alwine springt ein: „Wir haben viele amerikanische Offiziere! Und Gäste der Stadt!“

„OB Klett hat mich persönlich beglückwünscht, dass ich das Hotel übernommen habe. Die Militärregierung schickt mir bevorzugt Gäste, sie wissen, dass bei mir Ordnung herrscht.“

„Und durch meine Beziehungen zum Ernährungsministerium kriegen wir auch immer guten Wein und Cognac und so,“ ergänzt Alwine stolz.

„Was macht ihr mit dem Roland? Ist der abends doch nicht mit euch im Hotel?“

„Was denkst du denn, er ist ja noch klein, und ich lege ihn in einem Zimmer im Hotel ins Bett. Der schläft dort selig, der Trubel stört ihn gar nicht!“

„Ich weiß net, aber ihr müsst das schon selber wissen, was ihr macht in der Stadt!“

Bruno nickt: „Das wissen wir. Es ist nicht leicht, mit Prothesen, ich kann nicht viel stehen. Aber Leute empfangen und mit ihnen schwätzen, und immer wieder ein Geschäftle nebenher, du kennst mich doch, das fällt mir leicht.“

„Ich kann mir schon denken, was des für Geschäftle sind! Und was gewisse Damen im Bohnenviertel dabei machen! Ich bin gar nicht dafür! Denkt doch an euern Buben!“

„Jetzt hören wir auf damit“, sagt Alwine. „Ich glaub der Vater kommt, der braucht das alles nicht zu wissen!“



Luftaufnahme des zerstörten Leonhardsviertels in Stuttgart; 1945.

Der Luftschutzbunker, den die Stadt Stuttgart als Hotel an Bruno und Alwine Dossmann verpachtete, lag unter dem Leonhardsplatz, bei der Ruine der Leonhardskirche. Das auch „Bohnaviertel“ genannte Gebiet galt schon vor dem Zweiten Weltkrieg als Rotlichtbezirk.

1946 wird aktenkundig, dass sich mehrere Prostituierte in dem Bunker aufhalten, worüber sich die Militärregierung bei Oberbürgermeister Arnulf Klett beschwert. In dieser Situation ist das Angebot von Bruno Dossmann sehr willkommen, ihm den Bunker pachtweise zu überlassen. Er ist zu diesem Zeitpunkt Portier und Empfangschef im Bunkerhotel unter dem Stuttgarter Marktplatz und möchte im Leonhardsbunker ebenfalls ein Hotel etablieren.

Im Juli 1947 untersucht Dr. med. Georg Wessely für das Städtische Gesundheitsamt das Hotel und bescheinigt einen hohen hygienischer Standard: „Die Hotelgäste gehören durchweg den besseren Kreisen an und bleiben entweder eine Nacht oder bis zu 4 Wochen. Ungeziefer oder ansteckende Krankheiten sind nicht vorgekommen. Das Hotel ist immer voll belegt.“

Frieder hat von Besuchen und Übernachtungen im Bunkerhotel berichtet; Ruth war wohl schockiert von den freizügigen Sitten im Hotel ihres Schwagers.

Bruno erscheint noch 1950 als Hotelier im Stuttgarter Adressbuch; als Roland im Jahr darauf konfirmiert wird, hatte er jedoch eine neue Stellung als Vertreter für Backartikel.

Samstag, 19. Juni 1948 Frieder ist stolz

„Morgen ist Währungsreform! Das heißt, wir können morgen unser Kopfgeld auf dem Rathaus holen. Da haben wir lange schon darauf gewartet, dass das Geld wieder etwas wert ist, jetzt geht es wieder aufwärts. Der Krieg ist schließlich schon drei Jahre her! Obwohl: Man konnte auch so gut Geschäfte machen auf dem Schwarzmarkt, ich hab so schon einiges für unsere Wohnungseinrichtung besorgt, auch wenn Ruth nicht ganz froh war, dass ich ihr Klavier eingetauscht hab. Aber wir brauchen doch Möbel! Morgen beginnen wir unseren Weg also mit 80 DM gemeinsamem Barvermögen. Für das Fest haben die Verwandtschaft, Nachbarn und Freunde Essen und Getränke gespendet. Als Fleiner haben wir außerdem einen Bezugsschein für 20 Flaschen Wein bei der Genossenschaft eintauschen können.

Deshalb geht es jetzt hoch her bei uns, wir feiern bei den Schwiegerleuten in der Schulstraße, und wir haben große Pläne. Natürlich Kinder, Ruth will mindestens vier, ich auch, und arbeiten muss sie natürlich nicht, meine Stellung als Reisender bei Armbruster ist gut, ich bekomme Provision, das Geld wird wieder etwas wert sein ab morgen, da können wir uns einiges leisten.

Vielleicht sogar irgendwann ein eigenes Haus, erstmal wohnen wir bei meinen Eltern im Haus, im ersten Stock, es ist ein großes Haus in der Torstraße. Ich habe schon einen Dienstwagen, und wir haben jetzt zwei neue Volkswagen bestellt beim Hagelauer. Mit so einer lieben Frau wird alles wieder gut. Sogar mein großer Bruder ist wieder da, wir haben mit der Hochzeit gewartet, bis er zurück ist, er war mein Trauzeuge auf dem Standesamt, zusammen mit meinem alten Freund Willi Sonnenwald.

Der hat mir auch den neuesten Spruch erzählt, der in Flein die Runde macht:

Und wenn die ganze Welt verbrennt
In Flei' geht's lustig zu!
Der Pfarrer der legt Spätzle ei,
und d'Schulze die klaut Schuh!“



Ein Teil der Festgesellschaft bei der Hochzeit von Ruth und Frieder; 19. Juni 1948.

Ganz links sitzen Helene und Karl Wanner, die Eltern von Frieder. Daneben Alwine und Bruno Dossmann mit ihrem Sohn Roland – er albert mit einer Zigarre herum. Rechts neben dem Brautpaar aus Ruths Verwandtschaft „Tantelein“, eine der Schwestern ihrer Mutter, mit ihrem Mann Alfons, Schneidermeister aus Obermarchtal.

Die Ehe zwischen Ruth und Frieder hatte sich angebahnt, als beide nach Kriegsende nach Flein zurückkehrten. Frieder half nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft zunächst in der Gärtnerei seiner Cousine Dora Wolpert aus, deren Mann Ende April 1944 im russischen Kriegsgefangenen-Lazarett in Cmela am Dnjepr verstorben war. Danach schloss er seine durch die Einberufung unterbrochene kaufmännische Lehre ab, die er 1941 in der Textilgroßhandlung J. Armbruster & Sohn begonnen hatte. Dabei handelte es sich um die „arisierte“ ehemalige Firma Louis & Isidor Schloß, deren Inhaber Georg Schloß 1938 nach dem Verkauf seiner Firma mit seiner Familie emigrieren konnte.

Frieder machte Karriere in der Firma Armbruster, erhielt 1961 Prokura und wechselte 1975 zur Konkurrenzfirma Friedrich Ackermann GmbH & Co. 1982 ging er in den Ruhestand, beschäftigte sich mit Archäologie, beteiligte sich als Helfer bei Ausgrabungen und führte durch die archäologische Abteilung der Städtischen Museen Heilbronn.

Frieder Wanner starb am 31. Dezember 2016.

Samstag, 19. Juni 1948 Ruth ist verheiratet

„Jetzt haben wir es doch ganz schön gemütlich, obwohl es noch immer kaum etwas zu kaufen gibt. Man muss halt zufrieden sein, und dass ich meinen Frieder kennengelernt habe, dass ich einen aus Flein geheiratet habe, das war auch ein Glück.

Eigentlich wäre ich ja doch gern Lehrerin geworden, nachdem ich die Erlaubnis habe, auch um beizutragen zu unserem neuen Land, nach der Enttäuschung mit den Nazis, ich schäme mich ja so, dass ich so begeistert war. Aber der Krieg, und die KZs, die vielen Toten! Wir wussten das ja gar nicht richtig!

Schneidern macht mir schon auch Freude, mein Brautkleid habe ich selbst genäht, den Stoff hatte meine Schwiegermutter noch. So habe ich ja auch den Frieder kennengelernt, ich habe bei Wanners angefangen zu lernen, da läuft man sich über den Weg. Wir kannten uns ja nicht vorher, ich war ja nicht in der Fleiner Schule, und das Haus meiner Mutter war weit weg von der Torstraße.

Gefallen hat er mir gleich, so schlank, auch wenn meine Mutter zuerst dagegen war, sie hatte Angst, dass er Schwindsucht hat. Es war aber nur die Unterernährung in der Gefangenschaft, das ist jetzt schon wieder drei Jahre her, und er ist ganz normal jetzt.

Hoffentlich werde ich bald schwanger, ich freue mich schon auf eigene Kinder! Ich habe mich jetzt ja schon um die Mädchen meiner Base Helene gekümmert, ihr Mann Hugo ist vor zwei Jahren beim Holzfällen im Fleiner Wald verunglückt, die kleine Erika wird sieben Jahre alt, Margot ist fast elf. Ich weiß ja, wie schwer es ist ohne Vater, ohne richtigen Vater, obwohl ich mich an meinen richtigen Vater gar nicht erinnere.

Genauso gern wie um Margot und Erika habe ich mich um Alwines Roland gekümmert, ein pfißiges Bürschle ist er schon geworden mit seinen fast elf Jahren.

Wir machen es uns sicher schön jetzt, jetzt wo der Krieg vorbei ist. Überall wird aufgebaut, sogar in Heilbronn kann man wieder durch, die ersten Häuser stehen wieder. Und doch denkt man immer an die Toten, mein Onkel Karl Bauer ist auch am 4. Dezember 1944 ums Leben gekommen, wie Frieders Onkel August.“



Ein Teil der Festgesellschaft bei der Hochzeit von Ruth und Frieder; 19. Juni 1948.

Ruths Stiefvater Gottlob Hagdorn und ihre Mutter Frida sitzen links am Tischende, neben ihnen Roland Dossmann, der hier mit einem Weinglas herumalbert. Ganz rechts der „August-Onkel“, der Mann von Fridas Schwester Karoline, und Fridas Nichte Paula. Ganz links Frieders Cousine Dora Wolpert.

Ruth hatte nach ihrer Entlassung aus dem Schuldienst eine Lehre als Schneiderin begonnen, nach dem Eintrag in ihrem Lehrbrief ab Oktober 1945 bei ihrer späteren Schwiegermutter Helene Wanner, ab November 1947 bei der Heilbronner Damenschneiderin Lydia Wagner bzw. der Firma Lywana in der Titotstraße. Am 29. Oktober 1948 legte sie ihre Gesellinnenprüfung ab.

Schon im September 1947 hatte sie von der Militärregierung einen „Letter of Concurrence“ und damit die Bestätigung erhalten, dass sie vom Gesetz zur Befreiung vom Nationalsozialismus nicht betroffen sei. Das Bezirksschulamt fordert sie deshalb auf, „ein entsprechendes Gesuch um Wiederverwendung“ vorzulegen; „voraussichtlich kommt für Sie eine Verwendung in Lampoldshausen oder Prevorst in Frage“.

Frieder hat sich wohl geweigert, einen Wohnsitz in einem dieser Dörfer in Betracht zu ziehen. Erst fast 20 Jahre später hat er zugestimmt, dass seine Frau in den Schuldienst zurückkehrt. Sie unterrichtete bis 1986 an der Grund- und Hauptschule in Flein.

Ruth Wanner starb am 18. November 2008.

Inhaltsübersicht

13.2.1896 Karls Geburtstagsgeschenk.....	8	27.12.1926 Frida bricht zusammen	82
8.4.1900 Helene und das alte Familienfoto	10	8.4.1927 Frida zieht ein	84
15.9.1900 Karl hat sein Lehrzeugnis bekommen	12	12.6.1927 Frida sieht die Turner auf dem Sportplatz.....	86
10.6.1905 Karl freut sich über ein Foto	14	8.4.1928 Frida und die Borscht von der Schulgasse	88
13.7.1908 Karl als Turner.....	16	16.5.1928 Karl fehlt noch immer.....	90
6.3.1912 Helene trauert um ihren Vater	18	27.5.1928 Siegfried darf mit dem Papa zum Daimlerturm	92
26.3.1912 Karl denkt an den verstorbenen Vater	20	8.7.1929 Klara beschwichtigt Mutters Sorgen.....	94
2.8.1914 Karl muss in den Krieg.....	22	23.1.1930 Frida erfährt vom Tod ihrer Schwester	96
10.11.1914 Frida ist in Stellung	24	9.11.1930 Frida lacht	98
26.12.1914 August schreibt aus Frankreich.....	26	9.11.1930 Ruth ist fröhlich beim Hochzeitsfest.....	100
9.4.1915 Helene bekommt Post von Klara	28	29.11.1930 Frida muss zur Hochzeit ihres Neffen	102
5.5.1915 Helene über die Karte ihres Bruders Eberhard	30	30.3.1931 Helene und Frieder besuchen Dorle im Wohlwert	104
15.6.1915 Karls erste Karte aus dem Krieg.....	32	17.5.1931 Klara bekommt in Kennenburg Besuch.....	106
30.8.1915 Helene freut sich über ein Lebenszeichen.....	34	9.1.1932 August hat einen neuen Ladenmieter	108
1.9.1915 Helene lernt Sparküche.....	36	8.5.1932 Frieder ist gern im Garten.....	110
8.11.1915 Karl und das letzte Lebenszeichen von Onkel Max	38	1.4.1933 August fühlt mit seinem Ladenmieter	112
24.12.1915 Helene und ihr Weihnachtsgeschenk	40	1.5.1933 Karl geht mit Eberhard aufs Rathaus.....	114
23.9.1916 Karl freut sich auf das Schlachtfest	42	18.6.1933 August ist betroffen	116
17.1.1917 Helene und der Brand bei Bertsch.....	44	7.12.1933 Frida vermisst Alwine und Bruno.....	118
15.3.1917 Karl als Katzenfreund	46	25.3.1934 Helene mag keine Uniformen	120
16.5.1917 Karl geht es gut im Lazarett.....	48	21.4.1934 Frieder trägt die Brautschleppe	122
2.12.1917 Karl und die russischen Soldatinnen.....	50	30.4.1934 Helene im Kreis der Familie	124
10.1.1918 Helene beschriftet ein Foto	52	18.9.1934 Frieder und sein großer Vetter	126
19.1.1918 Karl ist trotz des Friedens frustriert	54	23.12.1934 Karl schreibt an seine Schwester Klara	128
9.11.1918 Helene und die Revolution.....	56	8.4.1935 Ruth und der Hefezopf	130
12.6.1919 Helene hat Neuigkeiten	58	12.5.1935 Helene und die Schale von Villeroy & Boch.....	132
28.6.1919 Frida und Karl beim Fotografen	60	23.8.1936 Frieder träumt vom Zeppelin	134
14.9.1919 Karl ärgert sich über seinen Schwager	62	3.4.1937 Ruth und das misslungene Foto	136
6.12.1920 Helene liest den Spruch von Emmy	64	7.7.1937 Karl und der Brief von Mutter.....	138
13.6.1921 Karl und der Traum von einem Laden in Flein	66	6.1.1938 Frida entwirft einen Brief an Bruno	140
24.7.1922 Karl auf dem Leipziger Turnfest	68	25.4.1938 Ruth ist verliebt in Roland	142
26.6.1923 Karl verzweifelt an der Teuerung	70	24.10.1938 Ruths Fleiner Welt ist noch in Ordnung	144
12.1.1924 Klara heiratet Karl.....	72	10.11.1938 Frieder erzählt vom Synagogenbrand	146
25.2.1925 Helene denkt über ihr Buchgeschenk nach	74	23.2.1939 Karl und der jüdische Reisende	148
2.4.1925 August hat Geburtstag.....	76	2.4.1939 Frida und die Konfirmandin	150
2.9.1925 Frida macht sich Sorgen.....	78	8.5.1940 Klara träumt im Bus.....	152
15.10.1925 Karl schafft gerne.....	80	14.7.1940 Helene trauert um Klara	154

Die (Haupt-)Personen

15.2.1941 Helene gratuliert Mathilde zum Mutterkreuz	156
10.8.1941 Frieder genießt den Sommer	158
17.8.1941 Ruth und ihre Mädels.....	160
14.11.1941 Siegfried schreibt ein Testament	162
24.11.1941 Helene erfährt von Roberts Verschwinden.....	164
8.4.1942 Karl tritt dem Reichskolonialbund bei.....	166
14.10.1942 Helene tauscht Neuigkeiten aus	168
6.12.1942 Ruth bewundert Bruno.....	170
5.7.1943 Helene und die Schwiegermutter	172
14.9.1943 August und sein Elsässer	174
9.11.1943 Karl ist froh über Martas Abreise.....	176
6.12.1943 Frieder schreibt an Onkel August.....	178
26.12.1943 Karl berichtet Frieder vom Fleiner Alltag.....	180
14.3.1944 Frieder im Schnee.....	182
4.6.1944 Helene schreibt Frieder einen Brief	184
18.6.1944 Ruth bei den Kreismeisterschaften.....	186
9.12.1944 Karl trauert der guten alten Zeit nach	188
13.2.1945 Frieder wird abgeschossen	190
7.4.1945 Helene weint um ihren Bruder.....	192
15.4.1945 Ruth unterrichtet in Willsbach	194
2.8.1945 Siegfried nimmt Abschied	196
21.8.1945 Frieder kommt wieder nach Hause.....	198
24.11.1945 Karl muss schippen	200
1.6.1947 Frida ist schockiert von Brunos Hotelbetrieb.....	202
19.6.1948 Frieder ist stolz	204
19.6.1948 Ruth ist verheiratet	206

- Hagdorn, Frida, geborene Bauer, verwitwete Kühner** – meine Großmutter mütterlicherseits: S. 24, 60, 78, 82, 84, 86, 88, 90, 96, 98, 102, 118, 140, 150, 202
- Holwein, Klara, geborene Wanner** – eine Großtante, die Schwester meines Großvaters Karl Wanner: S. 72, 94, 106, 152
- Kühner, Karl** – mein Großvater mütterlicherseits: S. 8, 16, 22, 48, 68, 80
- Müller, August** – „Stempelmüller“, der Bruder meiner Großmutter Helene Wanner, geborene Müller: S. 26, 76, 108, 112, 116, 174
- Wanner, Frieder** – mein Vater: S. 110, 122, 126, 134, 146, 158, 178, 182, 190, 198, 204
- Wanner, Helene, geborene Müller** – meine Großmutter väterlicherseits: S. 10, 18, 28, 30, 34, 36, 40, 44, 52, 56, 58, 64, 74, 104, 120, 124, 132, 154, 156, 164, 168, 172, 184, 192
- Wanner, Karl** – mein Großvater: S. 12, 14, 20, 32, 38, 42, 46, 50, 54, 62, 66, 70, 114, 128, 138, 148, 166, 176, 180, 188, 200
- Wanner, Ruth, geborene Kühner** – meine Mutter: S. 100, 130, 136, 142, 144, 160, 170, 186, 194, 206
- Wanner, Siegfried** – ein Neffe meines Großvaters Karl Wanner: S. 92, 162, 196

Quellen- und Abbildungsnachweis

Die überwiegende Zahl der Fotos und Abbildungen stammt aus der privaten Sammlung der Familie Wanner. Nur bei abweichenden Bildquellen wird ihre Herkunft nachgewiesen.

Dies gilt auch für die Inhalte, die vielfach auf den privaten Familienunterlagen beruhen; andere Quellen werden nur benannt, wenn sie benutzt wurden.

- S. 9 Inhalt: Stadtarchiv Heilbronn, Adressbücher; Gemeindearchiv Flein, Standesregister; Kirchenbücher Flein, Talheim, Erligheim.
- S. 11 Inhalt: Wanner, Eberhard: Kleine Chronik der Familie Wanner. Privatdruck 1990.
- S. 13 Inhalt: Wanner, Eberhard: Kleine Chronik der Familie Wanner. Privatdruck 1990; Stadtarchiv Wernau, SB 46, 104, 125; Stadtarchiv Plochingen, PB 363, 528.
- S. 15 Inhalt: Stadtarchiv Heilbronn, Adressbücher.
- S. 17 Inhalt: Gemeindearchiv Flein, B 34, Gemeinderatsprotokoll v. 21.07.1908, S. 882.
- S. 21 Inhalt: Stadtarchiv Heilbronn, Adressbücher.
- S. 23 Inhalt: Gemeindearchiv Flein, B 380 „Eisernes Buch“; Knies, Ludwig: Das württembergische Pionier-Bataillon Nr. 13 im Weltkrieg 1914-1918. Stuttgart 1927.
- S. 25 Inhalt: https://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_von_Bülow.
- S. 27 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, D100-121 | Inhalt: Stadtarchiv Heilbronn, ZS-912 Stempel-Müller; A 034-2593.
- S. 29 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, D100-121.
- S. 31 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, D100-121 | Inhalt: Garmatter, Rudi / Mannhart, Joachim: Die Geschichte der Fleiner Sozialdemokraten. In: 100 Jahre Sozialdemokratie in Flein. Flein 2005, S. 12-21.
- S. 33 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, D100-121 | Inhalt: Das 1. Württ. Landsturm-Infanterie-Regiment Nr. 13 im Weltkrieg 1915-1918. Bearb. v. Major z.D. D.F. Groß. Stuttgart: Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung 1920.
- S. 35 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, D100-121 | Inhalt: Das 1. Württ. Landsturm-Infanterie-Regiment Nr. 13 im Weltkrieg 1915-1918. Bearb. v. Major z.D. D.F. Groß. Stuttgart: Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung 1920.
- S. 39 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, D100-121 | Inhalt: Max Fischer: <https://des.genealogy.net/search/show/3156668> rev. 2024-12-03.
- S. 43 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, D100-121.
- S. 45 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, F001N-187 | Inhalt: vgl. miriameberlein (16. März 2022). Heilbronn von oben. „Luftaufnahmen“ von 1906 und ihre Geschichte. Teil 2: Das Industriegebiet Kleinäulein und die Industriebahn. Heilbronn historisch. <https://doi.org/10.58079/popp> rev. 2024-12-04.
- S. 47 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, D100-121.
- S. 51 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, D100-121.
- S. 53 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, D100-121 | Inhalt: Stadtarchiv Heilbronn, Adressbücher.
- S. 55 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, D100-121
- S. 57 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn | Inhalt: Chronik der Stadt Heilbronn. Bd. 2: 1896-1922. Bearb. v. Friedrich Dürr. Heilbronn 1986, S. 251 f.
- S. 61 Inhalt: Stadtarchiv Heilbronn, Adressbücher.
- S. 63 Inhalt: Gemeindearchiv Flein, A0001 Reichstagswahlen und Volksabstimmungen 1910-1939; B036 Gemeinderatsprotokoll vom 03.01.1919, S. 153 f.
- S. 69 Abbildung: Wikimedia Commons, Zeno.org, ID number 20000631906.
- S. 71 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn | Inhalt: Chronik der Stadt Heilbronn. Bd. 3: 1922-1933. Bearb. v. Friedrich Dürr et al. Heilbronn 1986, S. 82.
- S. 73 Inhalt: Stadtarchiv Heilbronn, Adressbücher; Bundesarchiv Berlin, R 179/25097.
- S. 77 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, Foto Hermann Straub | Inhalt: Stadtarchiv Heilbronn, ZS-912 Stempel-Müller; A 034-2593; Adressbücher.
- S. 79 Inhalt: Gemeindearchiv Flein, B058 31 Nr. 4 v. 14.05.1926; A1037 Gewährung von Baudarlehen #Kühner, Karl und Frida.
- S. 83 Abbildung: Gemeindearchiv Flein | Inhalt: Gemeindearchiv Flein, A0557; A0556; Stadtarchiv Heilbronn, Sterberegister.
- S. 85 Abbildung: Gemeindearchiv Flein | Inhalt: Fähnle, Paul: Fleiner Heimatbuch. Zweite Auflage der „Ortsgeschichte von Flein“. Flein 1929, S. 124.
- S. 87 Abbildung: Gemeindearchiv Flein.
- S. 91 Abbildung: Gemeindearchiv Flein | Inhalt: Gemeindearchiv Flein, A1109.
- S. 93 Inhalt: Patent von Hermann Wanner s. <https://patents.google.com/patent/DE845821C/de> rev. 2023-04-19.
- S. 95 Inhalt: Bundesarchiv Berlin, R 179/25097.
- S. 103 Abbildung: Gemeindearchiv Flein | Inhalt: Archives de Strasbourg, 603 MW 165.
- S. 105 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, F003-M_0506-503 | Inhalt: Chronik der Stadt Heilbronn. Bd. 3: 1922-1933. Bearb. v. Friedrich Dürr et al. Heilbronn 1986, S. 484 f.
- S. 107 Inhalt: Bundesarchiv Berlin, R 179/25097.
- S. 109 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn | Inhalt: Stadtarchiv Heilbronn ZS-11007, ZS-5295.
- S. 113 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, F006-19 | Inhalt: Stadtarchiv Heilbronn ZS-11007; Heilbronner Tagblatt v. 01.04.1933.
- S. 115 Abbildung: Gemeindearchiv Flein | Inhalt: Staatsarchiv Ludwigsburg, EL902-12-3691; Gemeindearchiv Flein, A0176.
- S. 117 Inhalt: Wolff, Victoria: Gast in der Heimat. Hg. und mit einem Nachwort von Anke Heimberg. Berlin 2021, S. 192; <http://stolpersteine-heilbronn.de/list/fleinerstr-9.html> rev.2024-12-04.
- S. 119 Abbildung: <https://racingstub.com/medias/4753> | Inhalt: <https://www.kickersarchiv.de/pmwiki.php/Main/1931-1932> rev. 2024-12-04; <https://racingstub.com/persons/321/> rev. 2024-12-04; Archives de Strasbourg.
- S. 127 Inhalt: Bundesarchiv Berlin, R9361-II-410775; R9361-III-324815.
- S. 131 Abbildung: Gemeindearchiv Flein.
- S. 137 Inhalt: Staatsarchiv Ludwigsburg EL 902/12 Bü 3739 Hagdorn, Gottlob.
- S. 141 Inhalt: Archives de Strasbourg; Staatsarchiv Ludwigsburg, EL 902/20 Bü 96168 Dossmann, Bruno.
- S. 145 Inhalt: Chronik der Stadt Heilbronn. Bd. 4: 1933-1938. Bearb. v. Susanne Schlösser. Heilbronn 2001, S. 426, 428, 433.
- S. 147 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, Foto Fritz Walderich.
- S. 149 Abbildung: Stadtarchiv Heilbronn, A034-1288 | Inhalt: Stadtarchiv Heilbronn, ZS-3295 Armbruster J. & Sohn; ZS-4491 L. & I. Schloß AG, Heilbronn.
- S. 153 Abbildung: <http://www.gedenkstaette-grafeneck.de/site/Grafeneck-Gedenkstaette/Gaskammergebäude.jpg> | Inhalt: <http://stolpersteine-heilbronn.de/list/allee-9.html> rev. 2024-12-04.
- S. 161 Inhalt: Zitat Schulbuch: Geschichte des Deutschen Volkes für die deutsche Schuljugend. 3. Teil, S. 357; Aurast, Anna: „In aller nächster Zeit ist mit der Umsiedlung sämtlicher noch in Württemberg ansässigen Juden zu rechnen“ – Deportationen und Ermordung von Heilbronner Jüdinnen und Juden (1941-1945). In: Heilbronn

- 1933 ff. Beiträge zum Nationalsozialismus in der Stadtgeschichte. Heilbronn 2020, S. 113–144.
- S. 163 *Inhalt:* <https://www.tuebingen.de/Dateien/adressbuch1934.pdf>.
- S. 165 *Abbildung:* Arolsen Archives DocID: 6097496 | *Inhalt:* Arolsen Archives Reference Code 01010503 001.188.143.
- S. 167 *Abbildung:* Staatsarchiv Ludwigsburg | *Inhalt:* Staatsarchiv Ludwigsburg EL 902/12 Bü 3691 Wanner, Karl; PL 520 Bü 493.
- S. 169 *Abbildung:* Bundesarchiv Berlin | *Inhalt:* Bundesarchiv Berlin, R9361-III-76013; Stadtarchiv Heilbronn, B043-677-042.
- S. 171 *Inhalt:* Staatsarchiv Ludwigsburg, EL 902/20 Bü 96168 Dossmann, Bruno.
- S. 173 *Inhalt:* Chronik der Stadt Heilbronn. Bd. 5: 1939–1945. Bearb. v. Susanne Schlösser. Heilbronn 2004, S. 234.
- S. 175 *Inhalt:* Stadtarchiv Heilbronn, B073-14280 Lastenausgleich Schanzenbach, Martha.
- S. 177 *Abbildung:* Gemeindearchiv Flein C0005.
- S. 187 *Inhalt:* Stuttgarter NS-Kurier vom 17.06.1944.
- S. 193 *Abbildung:* Gemeindearchiv Flein C0005.
- S. 199 *Abbildung:* Stadtarchiv Heilbronn.
- S. 201 *Abbildung:* Gemeindearchiv Flein A1509 | *Inhalt:* Gemeindearchiv Flein A1509.
- S. 203 *Abbildung:* Wikimedia E. Müller - <https://codingdavinci.de/daten/stuttgarter-luftangriffsplaene>, CC BY-SA 3.0 | *Inhalt:* Hauptstaatsarchiv Stuttgart, EA 7/150 Bü 191 Ernährungsministerium: Personalakten Dossmann, Alwine; Stadtarchiv Stuttgart, 654 Bestand 21/1 Hauptaktei Gruppe 7.
- S. 212 f. *Inhalt:* Kirchenbücher Flein, Talheim, Erligheim; Gemeindearchiv Flein, Standesregister.